

## **Vergißeinnicht 1909**

6 (1909)

---

# Vergißmichnicht.

Illustrierte Zeitschrift der  
Trappisten-Mission, Mariannhill, Südafrica.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.  
Gefegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Zahlungen und Sendungen  
sind zu richten an:  
Frater Edmund Kapper O. C. R.



Vertretung der Mission Mariannhill  
in Köln a. Rh., Salzmagazin 40.

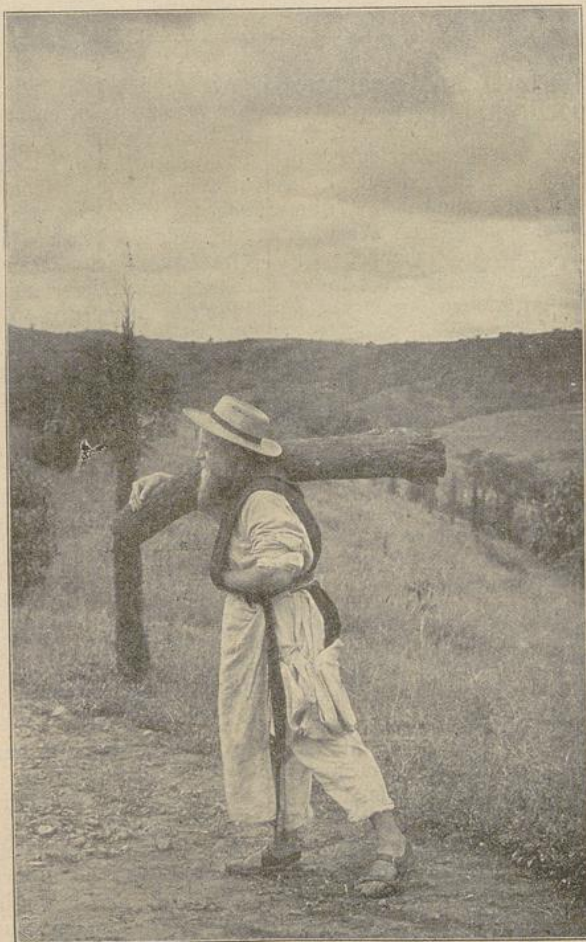
27. Jahrgang.  
Nr. 6

Erscheint monatlich  
und kostet  
pro Jahrgang  
Mk. 1.50,  
direkt franco zu-  
gesandt oder von  
unsern Beförderern  
bezogen.  
Ueberzahlungen  
im Interesse der  
Mission  
sind willkommen.  
Probenummern  
gratis.

Wer diese Zeitschrift  
bestellt, tut gleich-  
zeitig ein gutes  
Werk zu Gunsten  
der armen Heiden  
in Afrika.

Bestellungen  
auf das  
Vergißmichnicht  
geschehen am ein-  
fachsten aus dem  
Abschnitt der  
Zahlkarte oder  
Postanweisung.

Postcheck-Konto  
München Nr. 194.



Trappistenpater bei der Arbeit.

Köln a. Rh.  
Juni 1909.

Der Reinertrag  
dieser Zeitschrift  
wird nur für  
Missionszwecke,  
für die Ausbreitung  
unserer heiligen  
Religion ver-  
wendet, weshalb  
der Hl. Vater  
Pius X. zu wieder-  
holtenmalen allen  
Wohltätern  
unserer Mission  
seinen apostolischen  
Segen erteilt hat.

Beförderer des  
Vergißmichnicht  
werden an allen  
Orten gesucht.

für die Abonnenten  
des Vergißmichnicht  
als Wohltäter  
unserer Mission  
werden täglich in  
der Abteikirche zu  
Mariannhill  
2, oft 3 hl. Messen  
gelesen.





Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergiftmeinnicht“, als Wohltäter unserer Mission, werden in der Abteikirche zu Mariannhill jeden Tag zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

### Das eucharistische Brot.

1. Bevor der Heiland kam zum Sterben,  
Gedacht er huldvoll seiner Erben. —  
Hatt' einer je ein Herz wie er?  
Kein Opfer dünkte ihm zu schwer,  
Ja, seine Liebe sondergleichen  
Will uns das Allerhöchste reichen.
2. Er gibt ein duftend Brot,  
Gibt eine Engelspeise  
Den Seinen in der Not,  
Bezahlt mit hohem Preise.  
Gleich Brunnen fließet Blut  
Aus diesem höchsten Gut.
3. Sein Fleisch, sein Blut, sein Leben,  
Was sollt' er mehr noch geben?  
Sein Leib, jungfräulich rein,  
Taucht in die Seele mein.  
So sind wir auserlesen,  
Zu kosten Gottes Wesen.  
Gib, lieber Herr, uns dieses Brot,  
Im Leben gib es und im Tod!
4. So birgt die Gottespeise  
Stets Unvergänglichkeit  
Auf unsrer Pilgerreise  
Für alle Ewigkeit. —  
Maria ward erkoren,  
Von ihr das Brot geboren;  
Die süße Himmelswabe  
Ist ihres Herzens Gabe.
5. Ein Manna ist's, gegeben  
Für dies und jenes Leben.  
Und Rosen, Lilien sprießen,  
Wirft du das Brot genießen. —
6. Lob, Preis sei ohne End'  
Dem hochheiligen Sakrament!  
Gib, lieber Gott, uns dieses Brot,  
Im Leben gib es und im Tod! —

(Aus Verbagers eucharistischen Liedern übersezt von Bernhard Schuler.)

### Ein südafrikanischer Martyrer und besonderer Schutzpatron der dortigen Missionen.<sup>1)</sup>

Von glaubwürdiger Seite wird uns berichtet, daß in Rom die Kanonisation des P. Sylveira S. J. in Gang sei, und daß somit die südafrikanischen Missionen gegründete Aussicht haben, in genanntem Martyrer einen himmlischen Schutzpatron zu erhalten. Dr. Heinrich Hahn schreibt in seiner „Geschichte der katholischen Missionen“ über den genannten Jesuitenpater folgendes:

Um das Jahr 1559 äußerte der Kaiser von Monomotapa, dessen Herrschaft sich beinahe über ganz Südafrika erstreckte, den Wunsch, mit den Europäern Handelsverbindungen einzugehen, mittels deren man hoffen durfte, daselbst zugleich das Christentum zu verbreiten. Von diesen günstigen Verhältnissen unterrichtet, wandte sich der Vizekönig von Indien an den Provinzial der Jesuiten. Dieser übertrug die Mission von Monomotapa dem P. Sylveira und zwei andern Jesuiten, die im Jahre 1560 ihre Missionsreise antraten.

Sie reisten zunächst über Mozambik nach dem Königreich Inhambane, fielen aber daselbst infolge der furchtbaren Hitze in gefährliche Krankheiten. Nach ihrer Genesung begaben sie sich in die Residenz des Königs, der sie mit außerordentlicher Freude empfing. Ihre Glaubenspredigt trug reichliche Früchte. Der König, die Königin, eine Schwester des Fürsten und viele Untertanen ließen sich taufen. Der König erhielt dabei den Namen Konstantin, seine Gemahlin den Namen Katharina, und seine Schwester den Namen Isabella. P. Sylveira setzte sodann seine Reise nach Monomotapa fort, ließ aber seine beiden Begleiter, die Pater Acosta

und Fernandez in Inhambane zurück, um das so glücklich begonnene Bekehrungswerk fortzusetzen. Das brennendheiße Klima wirkte aber so nachteilig auf die Gesundheit des P. Acosta, daß er sich nach einiger Zeit genötigt sah, nach Goa zurückzukehren. P. Fernandez dagegen blieb über zwei Jahre unter den Rassen von Inhambane, deren Unbeständigkeit und natürliche Grausamkeit sein Leben oft stark gefährdeten, bis ihn endlich sein Oberer abrief, um ihm ein anderes Arbeitsfeld anzuweisen.

Inzwischen setzte P. Sylveira seine Reise fort und führte während der Seefahrt ein streng asketisches Leben. Ein heftiger Sturm, welcher das Schiff in große Gefahr brachte, legte sich auf das Gebet des Missionärs. Zu Quilimane, wo das Schiff anlegte, wollte ein muhamedanischer Häuptling dem Missionär erlauben, das Evangelium zu verkünden. P. Sylveira aber lehnte es ab, einen längeren Aufenthalt daselbst zu nehmen; es drängte ihn, den Kaiser von Monomotapa aufzusuchen; auch hoffte er, daß die Bekehrung desselben diejenige der tributpflichtigen Könige sehr erleichtern würde. An der Mündung des Cuama brachte er das hl. Meßopfer dar, um den Segen des Himmels für sein Wirken zu ersuchen; dann zog er sich in eine Ecke des Schiffes zurück, um sich durch eine achttägige Requite auf seine Missionsarbeit vorzubereiten.

Nun schiffte man durch die Mündung des Cuama den Embesi hinauf bis zum Flecken Sena, wo die Portugiesen ein Komptoir hatten. Von hier aus ließ er dem Kaiser Kenntnis von seiner Ankunft geben. Während er nun dessen Befehle abwartete, übte er die Seelsorge unter den dortigen Portugiesen aus, und unterrichtete und taufte 500 Sklaven, welche jene angelauft hatten; auch besuchte er mehrmals den König von Inhambane, welcher dem Kaiser tributpflichtig war. Dieser König wurde durch die Worte des Glaubensboten so gerührt, daß er sich anheischig machte, mit seiner ganzen Familie den christlichen Glauben an-

<sup>1)</sup> Um dem Dekrete des Papstes Urban VIII. zu gehorchen, erklären wir hiemit ausdrücklich, daß wir mit obigen Bezeichnungen dem Urtheil der Kirche keineswegs vorgreifen wollen, sowie daß wir den hier erzählten wunderbaren Begebenheiten nur rein menschlichen Glauben beimeßen.



zunehmen. P. Sylveira aber trug Bedenken, sogleich darauf einzugehen, teils, weil er niemand zurücklassen konnte, die Neubekehrten in ihrem hl. Glauben zu bestärken, teils, weil er fürchtete, der Kaiser möchte es übel aufnehmen, wenn er einen tributpflichtigen Fürsten früher taufe, als ihn selbst.

Erst nach zwei Monaten kam der Portugiese Anton Cayada aus der Residenz an, um den P. Missionär abzuholen und zum Kaiser zu führen. P. Sylveira nahm seine Kirchenparamente, einen Kelch und einen Altarstein, machte sich mit seinem Führer zu Fuß auf den Weg und kam nach einer langen, höchst beschwerlichen Reise in der Residenz an. Bei seiner Ankunft ließ ihm der Kaiser Gold, Ochsen und Sklaven anbieten und

handlung sandte der hocherfreute Kaiser dem P. Missionär 100 Ochsen, indem er wohl wußte, daß er kein Gold annehmen würde. P. Sylveira wagte diesmal nicht, das Geschenk abzuschlagen, ließ aber sofort die Ochsen schlachten und das Fleisch an die Armen verteilen, eine Hochherzigkeit, welche ihm die Herzen Tausender gewann. Die Neubekehrten aber äußerten ihre Freude und Dankbarkeit dem Missionär gegenüber dadurch, daß sie ihn mit Lebensmitteln aller Art überhäufeten. P. Sylveira ließ stets alles an die Armen verteilen und begnügte sich für seine eigene Person mit einer handvoll Hirse und einigen wilden Kräutern.

Das Beispiel so vieler Großen und besonders das des Kaisers brachte das ganze Volk in Bewegung,



Christliche Kaffernfamilie.

wiederholte auch später ähnliche Anerbietungen; der heiligmäßige Mann weigerte sich aber stets, solche Geschenke anzunehmen. Eine solche Uneigennützigkeit war dem Kaiser noch nie vorgekommen und gab ihm von der Seelengröße dieses Mannes einen hohen Begriff. Auf die Frage des jungen Kaisers, ob es denn nichts gäbe, womit er ihm eine Freude machen könnte, antwortete P. Sylveira, er wünsche nichts zu erhalten, als den Kaiser selbst.

Ein schönes Bild der allerjüngsten Jungfrau, welches P. Sylveira dem Kaiser schenkte, erregte dessen hohe Bewunderung und trug nicht wenig dazu bei, ihn für das Christentum günstig zu stimmen. Bald ließ der Kaiser dem Missionär melden, daß er selbst sowohl wie seine Mutter sich wollten taufen lassen. P. Sylveira glaubte aber, damit nicht allzusehr eilen zu dürfen. Daher unterrichtete er beide nebst mehreren Beamten des kaiserlichen Hofes über die Gebote Gottes und die wichtigsten Punkte des christlichen Glaubens und spendete ihnen sodann feierlich die hl. Taufe, wobei der Kaiser den Namen *Sebastian*, und seine Mutter den Namen *Maria* erhielt. Nach der Tauf-

und alles deutete auf eine baldige Massenbeteuerung. Dies aber wollte der Feind des menschlichen Heiles nicht ohne Widerstand gefallen lassen; er versuchte daher durch Wegräumung des Ecksteines das emporstrebende geistige Gebäude wieder niederzureißen, was ihm leider nur allzu gut gelang.

Vier Muselmänner, die ziemlich großen Einfluß auf den König übten, verdächtigten P. Sylveira als einen Spion des Vizekönigs von Indien. Er sei nur gekommen, sagten sie, um die Verhältnisse auszukundschaften und einen Aufstand vorzubereiten, der den Portugiesen die Eroberung des Reiches erleichtern würde. Sie schilderten ihn ferner als einen großen Zauberer, der durch die Taufe die Macht habe, die Leute an sich zu fesseln. Lasse man ihn noch weiter ungestraft fortmachen, so würde es bald dahin kommen, daß die Einwohner, in zwei Parteien geteilt, sich gegenseitig umbringen würden. Diese groben Verleumdungen setzten den Kaiser und seine Mutter in große Furcht, weshalb er beschloß, den Missionär töten zu lassen.

P. Sylveira erkannte durch höhere Offenbarung,



was ihm bevorstehe und sagte es auch dem Anton Cahada mit dem Beifügen, er sei gerne bereit, im Dienste des Herrn sein Blut zu vergießen. Cahada aber wollte an einen solchen Ausgang der Dinge nicht glauben. Als aber der Tag gekommen war, den der Missionär durch göttliche Eingebung als seinen letzten erkannte, trug er dem Anton Cahada auf, die Portugiesen zu versammeln, damit er nochmals ihre Beichte höre und ihnen die hl. Kommunion spende; auch taufte er an genanntem Tage noch 50 Eingeborene und verteilte unter sie die Rosenkränze, die er noch übrig hatte. Er ermahnte die Neubefehrten, unter den kommenden Verfolgungen standhaft im hl. Glauben zu bleiben. Sein heiterer Blick gab Zeugnis von der Seelenruhe, mit der er zu ihnen sprach. Zuletzt ließ er die hl. Gefäße und Kirchenparamente in das Haus des Anton Cahada bringen, um sie vor Entweihung zu schützen,

auf und ab; es war, als ob seine Seele mit Ungeduld nach der Stunde der Auflösung sich sehne. Man hörte ihn beten und sah, wie er bald den Blick zum Himmel erhob, bald die Arme über die Brust kreuzte, oder sie ausstreckte, wie der Priester am Altare. Nachdem er so einen Teil der Nacht zugebracht hatte und sich endlich ermüdet fühlen mußte, trat er in seine Kammer, betete nochmals vor einem Kruzifix und legte sich dann auf ein Bett von Schilf, worauf er einschlief.

Diesen Moment wählten acht Soldaten, welche ihn belauert hatten. Sobald sie sich überzeugt hatten, daß er schlafe, fielen sie über ihn her, um ihn zu erwürgen. Ihr Anführer Mocruma, der sich oft vertraulich mit dem Pater unterhalten und öfters mit ihm gegessen hatte, stieg auf die Brust seines Schlachtopfers und zerstampfte ihm die Rippen, während zwei andere eine Schnur um seinen Hals wanden und ihn erdrosselten,



Heidnisches Baby schläft auf der Strohmatte.

ein Verweis, daß er in der folgenden Nacht den Tod mit Sicherheit erwartete.

Nachdem sich die Portugiesen entfernt hatten, blieb P. Sylveira allein. Er hatte sich mit einer Mibe bekleidet und hielt ein Kruzifix in der Hand. So bereitete er sich zum Tode vor, den er stündlich erwartete. Cahada kam noch einmal zu ihm zurück; da sprach der heldenmütige Missionär: „Mein Verlangen nach dem Tode ist größer, als das meiner Feinde, mir das Leben zu nehmen. Ich verzeihe dem Kaiser und seiner Mutter gerne, denn sie sind von den Muhamedanern verführt worden.“ Er äußerte dies mit freudiger Miene; Cahada aber konnte an die beabsichtigte Greuelthat immer noch nicht glauben und entfernte sich wieder. Indessen schickte der Portugiese doch zwei Diener ab, um in der Wohnung des Missionärs zu wachen. Durch diese sind die näheren Umstände des Todes Sylveiras bekannt geworden.

Nach Entfernung Cahadas ging der Jesuit mit außergewöhnlich raschen Schritten vor seiner Wohnung

sodaß Blut aus Mund und Nase hervorquoll. So endete P. Gonzalo Sylveira am 11. August 1561 sein Leben mit einem glorreichen Martyrertode. —

Der Engländer A. Wilmot, der sich um die kirchliche Kanonisierung des P. Sylveira schon viele Mühe gab, schreibt in seinem hochinteressanten Werk „Monomypata“ u. a. folgendes: „Ueber den Leib des großen Martyrers existiert eine schöne, hochromantische Sage. Etwa 60 Jahre nach dessen Tode wurde ein Priester, namens Leo de Barbadas, auf seiner Reise nach Mozambik durch einen heftigen Sturmwind in der Nähe der Sambesimündung an die afrikanische Küste verschlagen. An einer Stelle, wo sich der Strom in zwei Arme teilt, fand er ein dichtes Gebüsch und bemerkte auf einem Baume Vögel von außerordentlicher Schönheit, die hier gleichsam Wache hielten. Drei Raffernjungen wollten in das Gebüsch eindringen, erhielten aber von Fischern die gemessene Weisung, dies bleiben zu lassen, da der Eingang von Tigern bewacht werde. Auf weiteres Befragen erzählten sie, es sei vor vielen



Jahren durch die Flußströmung der Leib eines weißen Mannes auf die Sandbank geworfen und hierauf von Tigern landeinwärts getragen worden. Seit jenem Tage hielten wilde Tiere bei der Leiche Wache und saßen die Vögel auf jenem Baum. Zwei Knaben hätten den Leib von der Höhe eines großen Baumes aus einmal gesehen; es sei der Leichnam eines Priesters in langem, schwarzem Kleide.

N. Wilmot erzählt, er habe den Originaltext dieser merkwürdigen Legende in der vatikanischen Bibliothek nie gesehen, und erwähnt in seinem Berichte auch, P. Sylveira sei nach seiner Ermordung nicht begraben, sondern auf den Rat seiner Verleumder in den Mosingeße, einen Nebenfluß des Sambesi, geworfen worden. Damit wäre wenigstens erklärt, wie der Leib des im fernen Monomopataland getöteten Ordensmannes an die Mündung des Sambesi kommen konnte.

läßlichen Dinge waren in Menge vorhanden. Alles war arrangiert, die Gäste geladen, und im Kraal und der ganzen Umgebung herrschte freudige, festliche Stimmung. Doch es sollte anders kommen.

Zwischen den beiden Brüdern war seit geraumer Zeit Zwist entstanden, auf den übrigens niemand ein sonderliches Gewicht legte. Die Ursache war eine höchst unbedeutende. Der Vater hatte nämlich dem jüngeren Bruder zur Hochzeit einen Ochsen mehr gegeben, als dem älteren. Das wurmte diesen gewaltig, öfters machte er auch darüber dem Vater und dem jüngeren Bruder Vorwürfe, sonst aber verhielt er sich ziemlich ruhig. So kam der Vorabend des Hochzeitstages heran. Der ältere Bruder war still und in sich gekehrt, man sah ihm an, daß etwas in ihm arbeitete; der jüngere war munter und guter Dinge, er schwelgte im Geiste heute schon in den Genüssen des kommenden Tages.



Schlafstätte eines christlichen Babys auf der Strohmatte in der Hütte.

## Nun hab' ich vollbracht, was ich längst tun sollte.

Von Rev. P. Erasmus Hörner.

St. Michael. — Anfangs Februar l. J. war ich im benachbarten Springvale, um daselbst die hl. Messe zu lesen, die hl. Sakramente zu spenden und christlichen Unterricht zu erteilen. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich von einer weißen Dame, sowie von verschiedenen Eingeborenen eine wahre Schreckensgeschichte, die sich kurz zuvor, Donnerstag, den 4. Febr., kaum fünf Minuten von unserer Katechistenstelle entfernt, in einem Kaffernkraale zugetragen hatte.

Es wohnten nämlich daselbst zwei leibliche Brüder. Der ältere, schon verheiratete, war Protestant, Mitglied der anglikanischen Kirche; der jüngere, noch Heide, sollte am kommenden Tag seine Hochzeit halten. Fleisch und Ulschwala (Kaffernbier) und die sonstigen, zu einer heidnischen Kaffernhochzeit uner-

Im Laufe des Nachmittags verließ der ältere Bruder die Hütte und ging von dem Hügel, auf dem der Kraal steht, zu einem kleinen Bache, „u Mtungwana“ genannt, hinunter, der in der Nähe vorbeifließt. Niemand achtete darauf; man glaubte, er gehe zu Bekannten oder Verwandten auf Besuch. Gegen Abend verließ auch der jüngere Bruder den Kraal. Die Angehörigen meinten, er suche seine Freunde und Altersgenossen auf, um mit ihnen den Abend und einen Teil der Nacht in fröhlicher Hochzeitsstimmung zuzubringen.

Etwas später, als es schon zu dunkeln begann, kam der ältere zurück, trat verstörten Blickes in seine Hütte und sprach zu seiner jungen Frau und der Mutter: „Nun hab' ich vollbracht, was ich längst tun sollte! Schon längst hab' ich's im Sinne gehabt; jetzt hat aller Streit ein Ende! Nun muß ich beten und Gott danken, daß er mir mein Werk vollbringen half!“ Nach diesen Worten kniete er mitten in der Hütte nieder



und fing zu beten an. Er verweilte lange, lange in dieser Gebetsstellung. Anfangs hatten die Frauen auf sein merkwürdiges Gebaren nicht sonderlich geachtet, als er aber sich gar nicht mehr erheben wollte, wurde ihnen der Mann rätselhaft, ja unheimlich. Es kam ihnen vor, als sei er nicht mehr recht bei Sinnen.

Endlich nach Mitternacht erhob er sich wieder, ging zu seinem Koffer, machte sich allerlei dabei zu schaffen und händigte schließlich den beiden Frauen ein Goldstück im Werte von 20 Mark ein mit den Worten: „Nehmet dies Geld und bringt es morgen dem Umfundisi (protestantischer Prediger) in Spring und sagt ihm, ich danke ihm für den Unterricht und all das Gute, das er mir getan; das Geschenk solle er annehmen als ein Geschenk von mir und als ein Zeichen der Dankbarkeit. Meldet ihm auch, daß ich getan habe, was ich längst tun wollte und sollte. Nun vollziehe ich das Ende!“ Mit diesen Worten verließ er rasch die Hütte und eilte — es war heller Mondschein — wieder talabwärts.

Den beiden Frauen war bei den sonderbaren Reden des jungen Mannes immer unheimlicher zu Mute geworden. Sie wagten sich gar nicht aus der Hütte; Angst und Schrecken lähmte ihre Glieder. Nach einiger Zeit erholten sie sich etwas und eilten nun zu den Nachbarrühten, um Leute zu finden, die mit ihnen auf die Suche gingen. Sie wollten wissen, wo der Entwichene hingegangen, und was er wohl im Schilde führe. Nach längerem Suchen schauten sie auch auf einen, vom Kraal nicht allzu weit entfernten Baum, und — o Schrecken! — da droben hing an einem Strick der so schmerzlich Gefuchte! Leider kam die Hilfe zu spät; er war schon kalt und steif, jedes Lebenszeichen war geschwunden.

Es graute der Morgen (Freitag, der 5. Febr.) und der jüngere Bruder war noch immer nicht zurückgekommen. Da erfaßte die Mutter eine graue Ahnung; es mußte etwas Schweres, etwas Entsetzliches geschehen sein! Auf ihre dringenden Bitten ging nochmals alles auf die Suche, die einen hierhin, die andern dorthin. Es dauerte nicht lange, da fand eine der ausgesandten Gruppen drunten am Bach, etwa 300 Meter vom Kraale entfernt eine mit einer Decke verhüllte Menschengestalt. Man hob die Decke weg — und allen bot sich ein grauenvolles Bild dar! Hier lag der jüngere Bruder, der stolze Bräutigam, der heute seine Hochzeit halten sollte, kalt und star in seinem Blute! Die Kinnlade war ihm mit einem Stein zerschmettert worden, und Gesicht, Hals, Brust und Körper war über und über mit klaffenden Stich- und Schnittwunden bedeckt. . . . Neben der Leiche aber lag der Gut des älteren Bruders. Wie kam der Gut hieher? Man eilt zur Hütte zurück und findet hier im Koffer des Erhängten ein blutbeflecktes Messer! — Das Geheimnis war gelüftet, die dunkeln Reden des sonderbaren Veters allen enträtselt: Eines kleinen, elenden Ochs wegen, der kaum einen Wert von L. 3 (60 Mark) repräsentierte, hatte der Schreckliche den eigenen Bruder erschlagen und dann sich selbst das Leben genommen, und dies alles, wie er sagte, um eine alte Pflicht zu erfüllen! — Ja, es liegt eine traurige Wahrheit in dem bekannten Wort des Dichters:

„Gefährlich ist's, den Teufel zu wecken,  
Verderblich ist des Tigers Zahn;  
Doch der schrecklichste der Schrecken  
Das ist der Mensch in seinem Wahn!“

Man möge uns erlassen, den namenlosen Schmerz der unglücklichen Mutter zu schildern, die auf so schreckliche Weise mit einem Schlag ihre beiden Söhne verlor, sowie das herzerreißende Weh der enttäuschten Braut und den Schrecken aller, die von der Untat hörten. So 'was läßt sich einigermaßen fühlen, aber nicht in Worten wiedergeben. Man hatte eine fröhliche Hochzeit halten wollen, und nun dieses schreckliche „Memento mori!“ Zu einem Freudenmahle hatte man sich gerüstet, und nun gab's eine Totenklage, wie sie ernster und schrecklicher kaum gedacht werden konnte. —

## Schlangenabenteuer.

Von Schw. Hilaria, C. P. S.

Himmelberg. — Eines Tages machte ich mit meinen Schulkindern einen Spaziergang in den nahen Wald. Der großen Hitze wegen ging ich barfuß in den bloßen Sandalen. Da fühlte ich plötzlich etwas Kaltes über den Fuß ziehen. Wie ich hinschaue, erblicke ich eine große Schlange, behalte jedoch so viel Geistesgegenwart, daß ich ruhig stehen bleibe und warte, bis das gefährliche Reptil mit seiner ganzen Länge vorbeigeschliffen ist. Hätte ich mich gerührt, so hätte ich höchst wahrscheinlich einen gefährlichen Biß erhalten. Auf einen Wink waren alle Kinder beisammen, und nun mußte das arme Tier trotz der Großmut, die es an mir geübt hatte, rasch das Leben lassen.

Ein anderesmal hatte ich zu Hause die Zimmertüre offen stehen lassen und wollte eben für eine neu-angekommene Schwester eine kleine Erfrischung hineintragen, da sehe ich mit Schrecken, wie eine Schlange hart vor mir ins Zimmer schleicht und sich hinter einem Schranke verbirgt. Ich habe in solchen Fällen wenig Mut; ein Tier umzubringen, das größer ist als eine Maus, bring' ich kaum fertig. Ich rief daher um Hilfe; sie kam, und nun wurde dem frechen Eindringling erbarmungslos der Schädel eingeschlagen.

Einmal entdeckte ich sogar in einem Hühnerstall eine Schlange. Ahnungslos wollte ich eben ins Nest hineingreifen, als ich eben noch sah, daß darin eine eng zusammengerollte Schlange liege. Sie blieb ruhig liegen, bis unsere Schulknaben herbeikamen, die sie unter großem Lärm und Spektakel heraustrieben und totschlugen.

Erst bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, daß Schlangen Eier freisen, große Hühnereier, und zwar ganz, ohne die Schale irgendwie zu beschädigen. Es fehlte uns nämlich hier in Himmelberg ein Hühnerstall, und die Hennen, die wir hielten, wählten sich ihre Plätze zum Eierlegen nach freiem Belieben. Bald merkten wir, daß Eier abhanden kämen. Man hatte zunächst einige Kaffern im Verdacht des Diebstahls, namentlich aber unsern guten alten Fudel, dem so ein „falscher Argwohn und freventliches Urteil“ fast das Leben gekostet hätte. Klüger war Justina, eines unserer fogen. Trostweiber, sie erklärte rundweg, die Eier stehle niemand anderer als die Schlangen. Lepeteres jedoch konnte ich einfach nicht glauben. Doch siehe, da kommt Justina eines Tages eilends zu mir gerannt mit der Bitte, ihr zu folgen. Hastig eilte sie mir voran und führte mich zum Neste einer Truthe. Wie staunte ich nun, dort eine schlafende Schlange zu finden, die ein ganzes Ei im Halse stecken hatte. Die Truthe selbst sah ruhig nebenan auf den übrigen Eiern; auch die Schlange rührte sich nicht



und ließ sich ruhig totschlagen. Hierauf öffneten unsere Knaben das erschlagene Reptil, nahmen das Ei mit großer Vorsicht heraus und hielten es mir triumphierend entgegen. Es war noch beinahe unverletzt, nur auf einer Seite hatte die Schale einen kleinen Sprung erhalten.

Die höchste Ueber-  
raschung in Schlangen-  
abenteuern hatte ich  
aber, als mir eines  
Morgens die Schwester  
Köchin eine gebrä-  
tete Schlange zum  
Frühstück servierte. Am  
Abend vorher war es  
kalt und regnerisch ge-  
wesen, und da war  
eine Schlange unbe-  
merkt unter den Herd  
gekrochen. Die Schwe-  
ster aber hatte ahnungs-  
los einen heißen Deckel  
auf die Schlange ge-  
legt und fand sie am  
nächsten Morgen kunsts-  
gerecht gebraten. —

Uebrigens haben  
wir allen Grund, Gott  
und unserm hl. Schutz-  
engel von Herzen zu  
danken, daß sie uns  
bisher in allen diesen  
Gefahren so treu und  
wunderbar beschützt  
haben.

### Aus meinem Tage- buche.

Von Rev P. Joseph, O. C. R.  
(Fortsetzung.)

Emmaus. — Bei  
meinen vielen Ritten  
zu den Kranken und  
Sterbenden ringsum,  
wobei ich oft mehrere  
Stunden weit, heute  
nach dieser Himmels-  
richtung und morgen  
nach jener, das Land  
durchstreife, kommt mir  
oft unwillkürlich ein  
Vergleich zwischen Einst  
und Jetzt. Denn ich  
habe das Griqualand  
schon vor zwanzig  
Jahren gekannt, und  
oftmals wundere ich  
mich, daß inzwischen vieles so ganz anders geworden  
ist, als zur Zeit, da wir als die ersten Pioniere der  
katholischen Kirche hierher kamen.

Stgriqualand hat seinen Namen von den Griquas,  
einem von Buren und Hottentotten abstammenden

Mischvolk, das vor mehreren Jahrzehnten unter seinem  
Führer Adam Kok von West-Griqualand hieher zog,  
wo sie von der englischen Regierung freies Land er-



Sechzehnjähriges Mädchen am Brunnen in Clairvaux.

hielten. Jedem erwachsenen Mann wurde nämlich  
eine Farm von je 300 englischen Acres zugewiesen,  
wo er sich häuslich niederlassen und, falls er noch un-  
verheiratet war, eine Familie gründen konnte. Ihr  
Hauptort erhielt nach ihrem Führer den holländischen



Namen Kofstad. Sie bezogen ihr neues Heim unter sehr günstigen Bedingungen, allein die meisten von ihnen verloren ihr Land rasch wieder an einzelne umwohnende Engländer. Die Hauptursache davon waren Müßiggang und Trunksucht; das brachte sie bei den englischen Storekeepers, die ihnen um hohen Preis Waren und Getränke abließen, in Schulden, und ehe man sich's versah, gingen die Besitztitel von Haus und Hof in die Hände solch geriebener Handelsleute über, die zuletzt förmliche Riesenkomplexe von 15 bis 20 Farmen ihr eigen nannten. Eine derartige Vereinigung verschiedener Farmen war auch unsere jetzige Missionsstation Bourdes, von der im Jahre 1894 Gmaus als selbständige Station abgetrennt wurde. Damals (1889) war das Land noch um billigen Preis, d. h. der Acre (70 Schritt im Gevierte) um  $2\frac{1}{2}$  Schilling (Mark) zu haben, während er jetzt ganz bedeutend gestiegen ist. Trotzdem zögerten die englischen Farmer, sich hier ansäßig zu machen. Namentlich schreckte viele der Mangel an Straßen ab, sowie der hohe Einfuhrzoll an der Grenze von Natal. Mußte man doch für einen einzigen mit Waren beladenen Ochsenwagen einen Zoll von £fr. 30 (600 Mark) bezahlen.

Neben den Griquas fanden wir dahier verschiedene wilde Kaffernstämme, die, jeder Zivilisation abhold, meist unbekleidet einhergingen, und zwar nicht nur als Kinder, sondern auch als Erwachsene. Unser Bruder Leo, der nach Ankauf einer Farm fast ein Jahr lang als Schaffner allein dort weilte — Abt Franz nannte ihn scherzweise „Landvogt“, — hatte unglaubliche Mühe, diesen Leuten teils durch Güte, teils durch Strenge die nötigsten Begriffe von Anstand und guter Sitte beizubringen und sie zu bewegen, sich wenigstens notdürftig zu bekleiden. Die Amabagas oder „Vertriebenen“, wie der Hauptstamm der hiesigen Kaffern genannt wird, waren anfangs höchlichst darüber verwundert, daß die Ama-Romas (Römlinge) — so nannten sie uns nach Anleitung der kalvinistischen Buren — so sonderbare, nach ihren Begriffen höchst übertriebene Anforderungen, an sie stellten. Wer hatte denn seit Menschengedenken gehört, daß man sich, namentlich zur heißen Sommerzeit, mit so warmen, lästigen Kleidern behängen soll? Nun schließlich gewöhnten sie sich doch daran, zumal da nach Jahresfrist sich eine größere Zahl von Brüdern und bald auch von Missionschwestern im Lande niederließ.

Während Bruder Leo noch am Nyembe, dem nahen Urwald, gewohnt hatte, ließen sich die später ankommenden Brüder und Schwestern im Capane-Tal nieder. Das Blechhaus, ein ehemaliger Store, wurde einfach am Nyembe abgebrochen und am Capane wieder aufgestellt, wo es noch jahrelang teils als Schwesternwohnung, teils als neu errichteter Store dienen mußte. Bald entstanden rings herum verschiedene Holzbauten, später auch die Mühle und die Säge. Da sich nämlich auf der neuen Farm auch ansehnliche Waldbestände vorfanden, beschloß P. Franz, dieselben für seine vielen Banten möglichst auszunützen. Daher die Anlage einer Bretter- und Zirkularsäge.

Uebrigens darf man sich von solch afrikanischen Wäldern keine allzu rosige Vorstellung machen. Erstens sind die einzelnen, oft weit auseinander gelegenen Waldparzellen selten von großer Ausdehnung, und dann befinden sie sich an steil abfallenden, nur schwer zugänglichen Bergabhängen, was die Ausnützung ungemein erschwert. Dazu kommt die geradezu unver-

antwortliche Rücksichtslosigkeit, mit der fast jeder Kaffer gegen die schönsten Waldbestände zu Werke geht. Da ist vor allem das unvernünftige Grasbrennen zu erwähnen. Treffen die ersten Frühregen ein, so zündet er einfach das alte, dürre Gras an, unbekümmert darum, daß in der Nähe ein kostbarer Wald steht. Von einem Schutz und einer Feuerlinie ist bei ihm natürlich keine Rede, und so kommt es, daß alljährlich wenigstens am Rande der Wälder so und so viele Bäume verbrennen oder absterben. Zur Winterszeit treibt er sein Vieh hinein, das natürlich auch viel Schaden macht. Will er eine neue Hütte bauen, so haut er im Wald an jungen Stämmen einfach um, was er für nötig hält, und zwar ohne Auswahl und unbekümmert um den späteren Nachwuchs. Ähnlich verfährt er, wenn er in einem Baum einen Bienen-schwarm entdeckt; der Stamm wird einfach umgehauen oder in Brand gesteckt, bloß um ein paar Honigwaben zu erhaschen. Kurz, von einem Forstrecht oder Baumschutz hat der Schwarze einfach keine Idee. Er hält den Wald für Gemeingut und schaltet und waltet darin nur nach den Bedürfnissen des Augenblicks.

Wir fanden die Amabagas in allem noch bedeutend wilder, roher und sinnlicher als die Zulus. All ihr Sinnes und Trachten war einfach auf das Irdische und Sinnliche gerichtet, für's Geistige und Uebernatürliche fehlte ihnen jeder Begriff. So mußten wir z. B. für den Begriff „Jungfrau“ erst einen eigenen Namen prägen, sie hatten kein einheimisches Wort hierfür. Im übrigen war das Volk keineswegs arm, sie verfügten im Gegenteil über ganz ansehnliche Herden an Rindern und Pferden. Fast alles war beritten; das Mannervolk sah man bei weiteren Exkursionen selten zu Fuß gehen, und selbst für Mädchen und Frauen war es ein Hochgenuß, sich auf dem Pferd zu tummeln. Allerdings standen dazumal auch die Viehpreise sehr niedrig; um £fr. 4 (80 Mark) konnte man den schwersten Ochsen und das schönste Pferd haben, was seitdem ganz anders geworden ist.

Als großen Uebelstand erkannten wir anfangs den Mangel an Straßen. Der Kaffer hatte kein Fuhrwerk, brauchte also auch keine Straße; ihm genügten die schmalen Pfade, die von einem Kraal zum andern, eventuell auch zur nächsten Quelle führten. Da hieß es nun, wenn man mit einem schwer beladenen, 18spännigen Ochsenwagen daherkam, sich den Weg selber suchen. Solange es in der Ebene, auf weichem Grasboden dahinging, war kein Grund zur Klage, anders gestaltete sich aber die Sachlage, wenn es galt, über einen Sumpf, einen Fluß oder einen steilen Berg Rücken zu kommen. Heutzutage ist die Sache freilich anders; jetzt haben wir vom Umzimtulu bis Kofstad die Poststraße, und auf der ganzen Bourder Farm eine Reihe selbstangelegter Feldwege und Fahrstraßen, so daß sich die Neuantkommenden kaum mehr einen Begriff von den Zuständen machen können, wie sie hier noch vor 18 und 20 Jahren herrschten.

Die Christianisierung des Volkes war anfangs mit großen Schwierigkeiten verbunden. Diese Kaffernstämme waren, wie gesagt, an sich roh, dazu jahrelang ganz sich selbst überlassen. Engländer waren, die wenigen Storekeepers und Beamten abgerechnet, fast keine hier, und die Griquas hatten sich mehr in der Mitte des Landes, um Kofstad herum, angesiedelt; übrigens wäre von letzteren auch kein sittlich erhebender Einfluß zu erwarten gewesen. Kaum hatten sich aber nach unserem Erscheinen die ersten Vorurteile gelegt,



und hatten sich einige besser Gesinnte dem katholischen Glauben angeschlossen, so brach sich das Christentum rasche Bahn. Gegenwärtig zählen die dortigen Katholiken nach Hunderten; rings um Lourdes, die Hauptstation, reihen sich verschiedene Katechistenstellen und Außenposten mit Kirchen und Kapellen, und bis zur Stunde ist das Ganze noch immer in erfreulichem Wachstum begriffen. Selbst solche, welche nicht auf unserer Farm wohnen und mit den kath. Missionären und Katecheten nur wenig in Berührung kommen, können sich der mit dem Christentum verbundenen Zivilisation nicht ganz entziehen. Sogar in weit entlegenen Kraals treffe ich auf meinen Ritten, kleinere Kinder abgerechnet, fast keine Unbetheilten mehr an. Von unsern Christen dagegen verdienen viele hohes Lob, und bei mehr als einem würde man sich höchlichst wundern, wenn man wüßte, wie tief er noch in intellektueller wie sittlicher Beziehung vor zwei Jahrzehnten stand. So meldete sich z. B. damals ein gewisser Montwela im reinsten Adamskostüm als Arbeiter, und jetzt ist er unser erster, auch von der englischen Regierung anerkannter Chief, der seines Amtes mit staunenswerter Klugheit waltet.

Ist der einzelne Kaffer auch leicht heftig und zu Streitigkeiten geneigt, so hatten wir hier in Griqualand doch keinen eigentlichen Kaffernaufstand zu beklagen. Nur einmal drohten sie sich den rebellischen Griquas anzuschließen. Es war dies im Jahre 1897, als der berühmte Lesfrère sein Unwesen trieb. Eine Zeit lang schien die Gefahr wirklich groß. Viele weiße Farmer flüchteten sich mit ihrer Familie und der nötigsten Habe nach Lourdes und verschanzten sich in der dortigen geräumigen Kirche. Auch die Trappisten und Schwestern schlossen sich hier ein, nachdem zuvor das Allerheiligste entfernt worden war. Rings um die Kirche wurde ein Zaun aus Stacheldraht gezogen, die Trappisten übernahmen die Verteidigung der rechten Seite der Kirche, die weißen Farmer die der linken; die nötigen Gewehre hatte die Kapregierung geliefert. Der Aufstand ward übrigens sofort im Keime erstickt. Sobald sich Mr. Stanford, der Magistrat von Kotstads, mit 300 berittenen Soldaten zeigte, stoben die Rebellen auseinander; Lesfrère wurde gefangen genommen und verurteilt, und auch die Schwarzen zeigten sich wieder loyal und friedlich.

(Fortsetzung folgt.)

## Erinnerungen eines Hundertjährigen.

(Fortsetzung)

Von Schw. Engelberta.

Mehr als eine Woche ist seitdem vergangen. Meine Arbeiten in der Tagesschule hatten sich gemehrt. Besondere Sorgfalt erheischten die größeren Kinder, die zur ersten hl. Beicht vorbereitet werden sollten, und somit fehlte es mir absolut an Zeit, um auch dem alten Leonhard noch ein halbes Stündchen schenken zu können.

Siehe, da wenden sich die Köpfe meiner munteren Schüler plötzlich der Dorfstraße zu und mehr als eines flüstert: „Der Großvater, der Großvater kommt!“ Richtig kam der gute, alte Leonhard, vorsichtig mit seinem Stoch dahintastend, langsam auf die Schule zugehritten. Rasch schloß ich den Unter- richt — die Zeit war ohnehin beinahe abgelaufen — und eilte freudig dem guten Greise entgegen. Ach wie oft mag er von seiner Hütte aus sehnsüchtige

Ausschau gehalten haben, ob ich noch nicht bald komme! Und siehe, heute bemüht er sich selbst zu mir!

„Schau mich nicht so mitleidig an, Intosazana“, begann er, „es fehlt mir nichts, rein garnichts; nur die Füße sind steif und wollen mich nicht mehr tragen. Ich wollte nur fragen, wann du mich wieder besuchen wirst.“

„O, komm' mir gleich her, Großväterchen! Siehe, da hinter dem Hause in unserem Gärtchen ist ein lauschiges Plätzchen; da könntest du mir gleich die Fortsetzung deiner Buren Geschichte erzählen.“

„Yebo, indaba yamabunu, ja, die Burengeschichte!“, fiel er mir in die Rede und setzte sich in der Nähe eines Zypressenbäumchens an einem sonnigen Plätzchen nieder, während ich ihm gegenüber auf einem Gartenbänkchen Platz nahm. „Ich arbeitete also, wie gesagt, bei den Buren. Mehr als viermal hatte man inzwischen gesät und geerntet, und ich hatte schon eine ziemliche Zahl Vieh beisammen. Sechs Ochsen erhielt ich Jahr für Jahr als eigentlichen Lohn, doch der Bur gab mir als Zeichen besonderer Erkenntlichkeit auch manch' schöne inkomazi (Ruh); und so mehrte sich mein Viehstand von einem Monat zum andern, und alles Vieh stand mit dem Vieh des Baas in demselben Kraale beisammen.“

Eines Abends nun — ich hatte eben meine Arbeit beendet — sah ich einen Wanderer der Burenfarm zuschreiten. Ich hielt die Hand vor die Augen und schaute und schaute, denn die Gestalt, der Gang und das ganze Wesen des Nahenden kam mir so außerordentlich bekannt vor. Und wie ich so schaute und nachsah, wer es wohl wäre, blieb auch der Fremde stehen und sahte mich scharf ins Auge. ... Da plötzlich fiel es mir wie ein Feuerfunke ins Herz! Jubelnd eilte ich dem Nahenden entgegen, und auch er besüßte nun den Schritt, und ein paar Augenblicke später lagen wir uns in den Armen mit dem Ausruf: „Mein Vater! Mein Sohn!“ —

He, Intosazana, wie soll ich dir nun meine Freude schildern? Mehr als vier Jahre hatten wir uns nicht mehr gesehen, ja, ich wußte nicht einmal, ob mein guter Vater noch lebe, und ebenso wenig wußte er von mir. Denn ich war damals heimlich vom elterlichen Kraale fortgegangen, ohne jemand ein Wort zu sagen, wohin. Ich hatte mich in wildem Zorn entfernt, denn der Vater war mir böse, weil ich ein Verhältnis mit einem intombi angeknüpft hatte, das schon mit einem andern Burschen verlobt, und überdies die Tochter eines Induna war. „Suka wena, emahlweni ami, aus meinen Augen! Fort!“ hatte er mir eines Abends zugerufen, und noch in derselben Nacht hatte ich den Kraal verlassen. Jetzt aber stand er vor mir, legte die Hand auf meine Schulter und meinte vor Freude, daß er mich wiedergefunden. „Mein Sohn“, sagte er, „warum bist du von mir fortgegangen? Siehe, ich habe meine harten Worte schon längst bereut. Seit langer Zeit wanderte ich umher, dich überall suchend, und endlich habe ich dich wiedergefunden!“ Ich aber erwiderte unter Tränen: „Baba ng'onile, Vater, ich habe gefehlt! Verzeih' mir meine Schuld!“ Nun war alles wieder gut! Lächelnd streckte er mir die Hand zur Veröhnung entgegen; ich aber führte meinen guten Vater zur Kraalhütte, die ich bewohnte. Es kam der Baas und begrüßte ihn mit freundlichem Lächeln, und dann nahte auch die Burenfrau mit den Kindern, und sie alle freuten sich, daß mein Vater gekommen.



Er aber erzählte mir nun von zu Hause, von der Mutter und den Geschwistern; auch hatte er in der Zwischenzeit wieder ein junges Weib genommen, und ich hatte kleine Geschwister bekommen, die ich noch gar nicht kannte. Ich fragte nach jener, deretwegen ich die Heimat verlassen, und da erhielt ich die ernste Antwort: „Sie ist tot; man hat sie gewaltsam aus dem Weg geschafft!“

Mein Vater blieb einige Tage bei mir, um von dem langen Marsche auszuruhen, auch erklärte er, er wolle mich nun mit nach Hause nehmen, denn er habe daheim versprochen, nicht zurückzukehren, ohne den Mazibula endlich (den Erstgeborenen des Hauses) mitzubringen. — Bis hieher, Intojazana, war alles in Frieden abgegangen. Ich liebte den Bur und seine ganze Familie und war stets bereit gewesen, jedes Opfer für sie zu bringen, doch von jener Stunde an sollte es anders kommen. — Leonhard reinigte mit einem beinernen Löffelchen seinen Gesichtsvorsprung, nahm mit großer Umständlichkeit eine Priese, und fuhr sodann in seiner Erzählung fort:

Augen und er begann, mir freundlich zuzureden, bei den guten Leuten, die mich so sehr liebten, und so notwendig bräuchten, noch längere Zeit zu bleiben. Doch gerade dies verdroß mich am meisten. „Wie?“ rief ich entrüstet aus, „ihr wollt mich verschachern wie eine einfache Ware? Ich lasse mich nicht verkaufen wie ein intombi (Mädchen)! Ich bin ein freier Arbeiter und kein Sklave. Gebt mir meinen Lohn, mein Vieh, heraus, und laßt mich in Frieden ziehen!“ — Jetzt wurde aber auch das Burenweib böse und schrie: „Kein Stück sollst du bekommen, außer du bleibst noch zwei Jahre bei uns!“ Auch der Bur jagte, wenn ich bliebe, würde ich alles doppelt und dreifach bekommen, ginge ich aber jetzt, so bekäme ich nichts.

Damit war nun aller Friede dahin. Mein Vater ging traurigen Herzens fort; er hatte weder mich, seinen ältesten Sohn, erhalten, noch die acht fetten Kühe. Letztere konnte er auch deshalb nicht annehmen, weil ich gesagt hatte, ich lasse mich nicht verkaufen wie eine impakla (Ware). Ich blieb; doch mein Herz war nicht mehr hier. Ich kam mir vor wie ein Ge-



Unsere Kaffern beim Pflügen.

Mein Vater wollte mich also mitnehmen; ich selbst freute mich darüber gar sehr und ging sofort zu meinem Baas, die Sache zu besprechen. Da kam ich aber schon an! Sein Gesicht verfinsterte sich, wie wenn plötzlich eine schwarze Gewitterwolke vor die Sonne zieht. Er rief seine Frau herbei, und die begann sofort ein entsetzliches Geschrei. Nein, nein, rief sie aus, das könne sie nie und nimmer mehr erlauben! Sie könne mich nicht entbehren; zwei Jahre müsse ich wenigstens noch bleiben. — Als ich bei meinem Vornamen verharrte, machte sie mir bittere Vorwürfe, nannte mich einen Landstreicher, einen treulosen, undankbaren Menschen, und schimpfte und wetterte immer mehr. Ihr Mann war klüger und vernünftiger; er wollte seine Frau beruhigen und sagte: „Der Junge war jetzt vier Jahre bei uns und hat uns treu gedient; und wenn er jetzt mit seinem Vater nach Hause gehen will, so haben wir gar kein Recht, ihn zurückzuhalten.“ — Sie aber holte nun ihre beiden Kinder, Charlie und Sussy herbei, die ich am meisten liebte, und verlegte sich mit ihnen aufs Bitten; und als bei mir auch das nichts nützen wollte, ging sie hinaus in den Viehtraal, trieb acht der fettesten Kühe in den Hof und sprach zu meinem Vater: „Dieses Vieh will ich dir geben, wenn du mir Duma, deinen Sohn, noch länger hier lässest.“

Nun kam der Sinn meines Vaters ins Schwanken. Die prächtigen Kühe stachen ihm gewaltig in die

fangener und jaun auf Flucht. Sogar alle meine Ochsen, Kühe und Kälber, den Lohn von vollen vier Arbeitsjahren, und den Preis, um den ich mir ein Weib kaufen und einen eigenen Hausstand gründen konnte, wollte ich im Stiche lassen. Ich wollte nur eines: die Freiheit. Den Baas liebte ich zwar immer noch, denn er hätte mich ja in Frieden ziehen lassen, die Inkosikazi (Frau) aber haßte ich. Sie war an meinem ganzen Glend schuld. Immer wieder und wieder rechnete ich im Geiste nach, wie viel Gutes ich ihr getan, den Gatten hatte ich ihr von einem Löwen gerettet, Sussy, ihr Kind, das vom Schlangenbiß schon dem Tode nahe war, gerettet, und ihr jüngstes Knäbchen, was sie allerdings nicht wußte, durch List der Affenmutter entrisen. ... Und nun dieser Andank! Nein, ich wollte nicht mehr bei ihr bleiben; am liebsten wäre ich noch in derselben Nacht entflohen, allein ich fürchtete das isibamu (Gewehr) des Weißen. Ich mußte also eine günstige Gelegenheit abwarten, und die kam bald.“

Leonhard schwieg hier eine Weile, wie in tiefe Erinnerung versunken, dann nahm er seine Erzählung wieder auf. Es war etwa zwei Monate nach der Abreise meines Vaters, als der Baas seinen ältesten Sohn Charlie mit einem Wagen voll Süßkartoffeln nach Emanzimtoti, das viele Tagereisen weit von der Farm entfernt war, schickte. So eine Reise war aber in damaliger Zeit, zumal für so einen jungen, uner-



fahrenen Burschen, wie Charlie war, nicht ohne Gefahr. Der Bur wußte das und sprach daher zu mir: „Duma, ich habe keinen Besseren und Klügeren als dich, dem ich meinen Sohn anvertrauen könnte. Du bist mit allen Gefahren der Wildnis wohl vertraut, kennst alle Wege und Stege und kannst meinen Sohn auch am besten gegen etwaige Belästigungen seitens der Schwarzen schützen. Ziehe also mit ihm, und bring' ihn mir wieder gesund und wohlbehalten zurück!“ So sprach der Baas und stellte mir dabei seinen lieben, treuherzigen Sohn vor, den ich bisher geliebt hatte, wie meinen eigenen Bruder. Ich entgegnete kein Wort, und als mir der Baas zum Schluß die Hand reichte, konnte ich ihm nicht so fest und ehrlich in die Augen blicken wie sonst. Er aber merkte nichts, und so luden wir den Wagen, versahen uns mit Decken, Speisevorräten und Gewehren, und fuhren dann zusammen ab.

Nach mehreren Tagen, als wir ungefähr Mitte Weg in einer recht wilden und gefährlichen Gegend waren, — da, Inkosazana, vollbrachte ich die schlechteste Tat meines Lebens. — Leonhard sentte traurig sein Haupt und hielt in tiefer Beschämung beide Hände vor das Gesicht. . . . „Inkosazana“, fuhr er fort, „weißt du, was es heißt, in wilder Gegend, umringt von tausend Gefahren, allein mit einem Ochsenwagen zu stehen? Nein, du weißt das nicht, aber ich weiß es; und siehe, obgleich ich das alles wußte, verließ ich dennoch in jener Nacht treulos meinen lieben Charlie und eilte schnurstracks der Heimat zu! . . . Ach, ich war krank von Heimweh, und dazu war mein Herz voll bitterer Nachgedanken gegen die Burenfrau, von der ich wußte, ich könne sie am empfindlichsten treffen in ihrem Sohne. . . . Inkosazana, du hast das vorigemal, als ich dir von Ussy und ihrem Brüderchen erzählte, das ich der Assenmutter entriß, gesagt, ich habe ein gutes Herz und ich hätte schon als Heide so schön gehandelt, wie ein Christ; doch nein, das ist nicht wahr; der Heide mag ein gutes Herz haben, ja, aber Feindesliebe kennt er nicht. Zu solch' hoher, reiner Liebe erhebt sich nur der Christ. — Also, ich verließ den armen Charlie an einer Stelle, wo er mit seinem Wagen weder vorwärts, noch rückwärts konnte. Was mag nun aus dem armen, unerfahrenen Jungen, dem jede Ortskenntnis abging, werden? Wird er wohl jemals das traute Vaterhaus wieder sehen, oder wird man ihn eines Tages tot finden, erschlagen von rohen Räubern oder zerrissen von wilden Tieren? — Ach, heute noch schäme ich mich dieser meiner Tat bis in die tiefste Seele hinein. Wohl habe ich damals die Sache nicht so überlegt, und urteilte ganz anders als heute. Mein Geistesauge war blind und mein Herz krank von Heimweh. Daher lief ich Tag und Nacht und eilte, so schnell ich nur konnte, dem elterlichen Kraale zu.

Eines Abends kam ich ganz unerwartet daselbst an. War das nun ein Jubel und eine Freude unter meinen lieben, teuren Angehörigen, die mich seit mehr als vier Jahren nicht mehr gesehen hatten! Wie freute ich mich, als ich die gute Mutter wieder sah, und als mir alle, Brüder und Schwestern, von denen ich die Kleinsten noch gar nicht kannte, die Hände entgegenstreckten! Man führte mich in den Kraal, man schlachtete eine Ziege, brachte mir Utschuala (Kaffernbier) und tat überhaupt alles Mögliche, mir, dem Erstgeborenen, eine rechte Freude zu bereiten. Tat-

sächlich fühlte ich es als eine unbeschreibliche Wohlthat, endlich wieder einmal im heimatischen Kraal neben dem trauten Feuerchen die müden Glieder ausstrecken zu können. Ich fühlte mich frei, war wieder mein eigener Herr und brauchte nicht mehr den Befehlen anderer zu gehorchen. . . . Alles wäre gut und schön gewesen, nur ein düstere Bild verfolgte mich bei Tag und Nacht: Ich sah im Geiste meinen armen Charlie vor mir, sah, wie er so einsam und verlassen in öder Wildnis die Hände nach mir ausstreckte und hörte seinen kläglichen Hilferuf. . . . Dieses Bild vergällte mir alle meine Freude, und ich fand die frühere Ruhe nicht mehr, denn inhliziyo yangihlaba, es stach und quälte mich mein Herz.

Eine Woche später kam bei uns ein schwarzer Wanderer durch, der erzählte mir, er habe in einsamer Gegend einen jungen Bur mit einem Ochsenwagen getroffen, der ihn unter Tränen gebeten, ihm doch weiter zu helfen, denn sein schwarzer boy (Bursche) sei ihm heimlich davongelaufen. Er (der Schwarze) habe aber der Geschichte nicht recht getraut; es sei ihm die Befürchtung aufgestiegen, er habe wohl seinen boy erschlagen und im Walde verscharrt, und deshalb habe er sich eiligst aus dem Staube gemacht.

Ach, Inkosazana, du kannst dir denken, wie mir zu Mute war! Es hätte nicht viel gefehlt, so hätte ich meinen lieben Charlie wieder aufgesucht und glücklich nach Haus geleitet; allein ich fürchtete jetzt dessen Vater, den Bur; der hätte mich sicher im Zorne erschossen, und sein Weib hätte mir im Tode noch die Augen ausgekratzt. So blieb ich also daheim und trug mein geheimes Leid, das ich keinem Menschen klagen konnte, weiter.

Ein Jahr mochte seitdem verflossen sein; ich war inzwischen, um meinen Schmerz zu betäuben, von einem umsindo (Lärm, Biergelage) zum andern gerannt und hatte mich mit Perlen, Gürteln und Messingringen geschmückt, — da kam mir, als ich eben auf dem Heimweg von einer Hochzeit begriffen war, totenbleich vor Angst und Schrecken meine Schwester entgegengeeilt und schrie mir zu: „Fliehe, Bruder! Verstecke dich! Fünf Weiße (Buren) sind gekommen und wollen mit dir sprechen. Sie reiten auf schönen, schnellen Rossen und haben große, lange Gewehre bei sich. Fliehe, sie wollen dich sicherlich töten!“ — Im ersten Schrecken hätte ich ihr beinahe Folge geleistet, dann aber schämte ich mich solcher Feigheit; wenn ich wirklich sterben sollte, so wollte ich als Mann sterben.

Ich fand die fünf Männer, von vielen unserer Männer und jungen Burschen umgeben, am Kraal-Gingang. Ihre Gewehre hatten sie an der Mauer stehen. Nicht ohne Schrecken erkannte ich in einem derselben meinen früheren Baas. Auch er hatte mich inzwischen erblickt und rief mir, der ich zögernd hinter einer Aloe-Pecke stehen blieb, freundlich zu: „He, my boy, weshalb versteckst du dich vor mir? Komm her, es geschieht dir nichts! Ich möchte dich bloß fragen, ob du nicht mehr bei mir in den Dienst treten willst. Du hast ja ohnehin noch deinen Lohn bei mir stehen!“ — Ich entgegnete: „Auf diesen Lohn will ich keinen Anspruch mehr machen, seitdem ich Charlie heimlich verlassen habe.“ — „O Charlie“, rief lachend der Bur, „Charlie ist schon längst wieder daheim! Er ist gesund und wohl, und wir alle, Charlie, Ussy, und auch ich und mein Weib würden uns freuen, wenn du wieder kämest!“



Da ich mich jedoch nicht entschließen konnte, eine bejahende Antwort zu geben, sprach der Bur zu meinem Vater: „Begleite mich ins Tal hinab; dort treiben wir eine Herde.“ Die Buren verließen nun den Kraal; beim Abschied reichte mir mein alter Vaas nochmals freundlich die Hand mit den Worten: „Du bist ein stolzer Junge, Duma! Es ist mir leid, daß du nicht mehr zu uns kommen willst, denn wir haben dich recht lieb gehabt!“ — Mein Vater aber begleitete die Weißen ins Tal und kehrte nach einer Viertelstunde mit einer großen, fetten Kuh zurück, die ihm der Bur als Geschenk überlassen hatte. So endete meine Geschichte mit den Buren.“

Bei diesen Worten ergriff der alte Leonhard Hut und Stock und humpelte langsam seiner Hütte zu.

(Fortsetzung folgt.)

### Meine erste Reise nach den Stationen.

Von Schw. Christine, C. P. S.

Ich zählte noch zu den Neulingen des Mutterlaufes, da sagte mir eines Tages Schwester Oberin: „Morgen dürfen Sie in Begleitung einer zweiten Schwester nach den Stationen gehen.“ — O, wie jubelte da mein Herz! Also morgen schon durfte ich hinaus nach unseren Missionsstationen, von denen ich schon so vieles gehört hatte, und auch ich sollte nun direkt teilnehmen dürfen am Befehrungswerk der armen Heiden! O, ich wollte mich ganz und gar meinem schönen Berufe opfern! Meine Freude war so groß, daß ich in der folgenden Nacht kaum ein Auge schloß.

Am nächsten Morgen stand ich mit meiner Begleiterin schon in aller Frühe reisefertig da. Wir mußten reiten. Unsere Pferde sollten wir aber erst am Umhlatuzane, der etwa einen Kilometer vom Schwesterkonvent entfernt ist, besteigen. Sie mußten erst etwas eingeritten werden, hieß es, und drunten am Fluß würden wir sie finden. So wanderten wir also zusammen in Begleitung eines Kaffern in die frische Morgenluft hinaus. Als wir zur bezeichneten Stelle kamen, war von einem Pferde keine Spur zu sehen. Da ich damals weder Kaffrisch noch Englisch konnte, so versuchte ich es, mich dem Kaffer durch Zeichen verständlich zu machen. Er bedeutete mir, er wolle nach den Pferden Umschau halten und wir sollten inzwischen langsam weitergehen.

So wanderten wir also fort über Berg und Tal, hier durch sandige Strecken und dort über weite, mit Busch und Strauchwerk bestandene Wiesengründe, ohne jedoch von der Fahrstraße, die allerdings viel zu wünschen übrig ließ, abzuweichen. Von Pferden jedoch war immer noch nichts zu sehen, und auch unser Kaffernjunge wollte nicht mehr zum Vorschein kommen. Wir machten uns aber darüber nicht allzu viele Sorge. Dem Mutigen gehört die Welt, sagt das Sprichwort, und Mut, Energie und freundige Zuversicht hatten wir, vielleicht mehr, als in jener Stunde ratsam war; wenigstens hätte uns eine ebenso große Portion Klugheit nicht schaden können. So wanderten wir eine Stunde nach der andern fort, ruhten zeitweilig etwas aus, schauten, ob noch immer kein Kaffernjunge mit

unsern Pferden komme und marschierten dann wieder weiter, bis wir endlich Weg und Steg verloren, kaum mehr wußten, nach welcher Himmelsrichtung wir gingen, keine Ahnung hatten, wo Einsiedeln, unsere nächste Missionsstation, liege und selbst den Rückweg



Missionsstation Czenstochau am Flusse Unzimkulu.

nach Mariannhill nicht mehr kannten und fanden.

Was nun? Die Sonne neigte sich schon dem Untergange zu; wir fühlten uns allmählich müde, hungrig und durstig, und unsere Haupt Sorge war, wo wir hier in der öden, fremden Gegend, wo nur hier und da ein Kaffernkraal zu sehen war, eine



Herberge finden könnten. Da begegnete uns ein alter Kaffer. Er schien unsere Verlegenheit zu ahnen, sprach uns freundlich an, — leider verstanden wir von seinem Redeschwall kein Wort — und führte uns zuletzt nach seinem Kraal. Hier beschloßen wir zu übernachten. Die guten Leute bezeugten uns ein herzliches Bedauern, brachten uns eine kleine Erfrischung und ein paar Decken für die Nacht, ließen uns allein und schlossen zuletzt die Kraaltüre von außen zu. — Jetzt saßen wir im stockfinstern Kafferkraal — denn in solcher Behausung gibts kein Licht, und das kleine Herdfeuerchen, das am Boden brannte, war bald erloschen — und waren noch obendrein eingeschlossen! Da wollten uns doch allerlei Bedenken kommen. Es wurde Kriegsrat gehalten, und der Beschluß war: wir sollten abwechselnd Wache halten, die eine vor Mitternacht, die andere nach Mitternacht. Die erste Wache traf mich, mein gutes Mitschwesterchen konnte also ruhig schlafen. Sie versuchte es auch, kaum lag sie jedoch ein Viertelstündchen unter der Klappe, als sie mit Entrüstung ihre Decke wegwarf, denn sie hatte zwar nicht gesehen, wohl aber gefühlt, daß sie mit einer Legion blutleczender Tiere bevölkert war. So konnten wir also zusammen Nachtwache halten, denn mir fiel es nach solcher Erfahrung gar nicht ein, die mir geliebene Kafferndecke zu benützen.

Es war eine lange, bange Nacht. Schließlich kam der Morgen doch. Der schwarze Hausherr schloß uns freundlich auf und seine brave Frau brachte uns eine Schüssel voll Paltisch (Maisbrei). Nach dem Frühstück nahmen wir von den guten Leuten unter herzlichem Dankesbezeugungen Abschied, und einer der Jungen gab uns noch eine volle Stunde weit das Geleite und führte uns wieder auf den rechten Weg.

Nun begann der zweite Tagesmarsch. Heute ging es nicht so schnell und mutig voran, wie gestern. Das Schlimmste war weder die Müdigkeit, noch Hunger und Durst, obgleich wir allmählich auch darunter zu leiden hatten, sondern unsere Ratlosigkeit. Wir wußten, wie gesagt, keinen Weg, gingen nur auf's Geratewohl einer fremden Fährstraße entlang, und die Hoffnung, daß uns der Kaffernjunge mit den Pferden einholen würde, war bedeutend gesunken. So kam der Abend daher, und zuletzt setzten wir uns müde und hungrig unter einem Baume nieder. Nochmals in einen Kafferkraal zu gehen, hatten wir keine Lust.

Da kam ein Engländer des Weges, stellte einige Fragen, die wir wieder nicht verstanden, und bedeutete uns, dann zu warten. Nach einer Weile kam, von ein paar Kindern begleitet, seine Frau und nahm uns in ihre mitten in einem freundlichen Wäldchen gelegene Wohnung mit. Nun, hier war schon besser wohnen, als im Kafferkraal. Man erwies uns alle nur erdenkliche Gastfreundschaft, und zuletzt kam noch eine Dame, die etwas Deutsch sprach, sodaß wir uns hinreichend verständigen konnten. Hier erfuhren wir nun, es sei Tags zuvor im Laufe des Vormittags ein Kaffernjunge mit zwei Pferden vorübergeritten und habe nach zwei „verlorenen“ Schwestern gefragt. Am nächsten Morgen spannte der generöse Engländer seine Kutsche ein und machte sich erbötig, uns persönlich nach Einsiedeln zu fahren; zuvor jedoch schickte er nach Mariamhill, wo man unsertwegen wohl in Sorge sein mochte, ein Telegramm mit der Meldung, es sei alles „all right.“ Etwa eine Stunde vor Einsiedeln kam uns der Mariamhiller Kaffernjunge mit

den beiden Pferden entgegen, und mit ihm kam ein Bruder nebst mehreren schwarzen Arbeitern; sie waren alle auf „Schwesternjuche“ ausgezogen und freuten sich nicht wenig, uns so schnell gefunden zu haben. Unter herzlichem Dank verabschiedeten wir uns von dem gütigen Engländer und fanden ein Stündchen später im stillen Einsiedeln ein gastliches Heim, wo wir uns rasch von dem ausgestandenen Schrecken und den Strapazen erholen konnten.

Die Weiterreise nach Mariatal ging per Ochsenwagen. Da war keine Gefahr, sich zu verirren, auch hatten wir meistens die gute, wohlerhaltene Poststraße. Am zweiten Tage hoffte ich am Ziel zu sein, doch als wir an den Umkomazi kamen, war die Brücke gebrochen, und hieß es acht Tage lang warten! Ich hätte allerdings in einem Kahn hinüberfahren und dann zu Fuß weitermarschieren können, allein die Lust zu solchen Fußtouren war mir gründlich vergangen. Ich wartete also in Geduld, und eine Woche später saß ich im Kreise der lieben Mitschwester in Mariatal. Damit war ich aber noch nicht an meinem eigentlichen Reiseziel. Letzteres war Ezenstochau, das eine gute Tagreise von Mariatal entfernt ist.

Jetzt sollte ich endlich auf's „hohe Roß“ kommen. Ich äußerte der Schwester Oberin gegenüber meine Bedenken, denn ich sei noch nie auf einem Gaul gesessen. Die Antwort war: „O, das macht nichts; nur mutig hinauf! Probieren geht über Studieren!“ Auch pries man mir die vielen guten Eigenschaften meines ganz unvergleichlichen Rößleins. Ich stieg also auf. „Wann komme ich nach Ezenstochau?“ — „Heute Abend noch, wenn alles gut geht. Hoffentlich bleiben Sie nicht wieder acht Tage auf dem Wege liegen.“ — Eben glaubte ich, mich in die rechte Positur gesetzt zu haben, — plumps, — da lag ich schon am Boden. „Nur Mut“, meinte P. Rektor, der auch Zeuge meiner Reittunft war, „durch vieles Herunterfallen lernt man's Reiten! Glauben Sie mir nur, ich rede da aus alter Erfahrung.“ Bald konnte ich auch von „Erfahrungen“ reden, denn ehe ich in Mariatal nur zum Tore hinaus kam, fiel ich noch dreimal herunter.

Von da an ging es fein; die Erfahrung war ja da. Nur einmal noch machte mein braves Pferdchen einen unerwarteten Seitensprung und warf mich in's hohe Gras. Mehrere Schlangen, die sich wahrscheinlich vor einem Grasbrand geflüchtet hatten, waren am Weg gelegen und hatten es so erschreckt, daß es plötzlich Reißaus nahm. Der Kaffernjunge, der mich begleitete, fing es glücklich wieder ein, und dann ging es wieder fort, als wäre nichts geschehen. Ja, ich hatte an jenem Tage sogar noch das Glück, ein Kind zu taufen. Mein schwarzer Begleiter machte mich nämlich, als wir an einem Kafferkraal vorbeikamen, darauf aufmerksam, daß hier ein Kind am Sterben liege. Ich taufte es, und eine halbe Stunde darauf hatte ich einen kleinen Fürsprecher im Himmel! Die Freude darüber ließ mich alles andere leicht vergessen. Es kam auch nichts Besonderes mehr vor; wohl rutschte ich noch ein halbes Duzendmal von meinem Gaul herab, aber auch dieses Herunterfallen ging immer sanfter und besser, was ich natürlich meiner stets wachsenden „Erfahrung“ zuschrieb, und abends, kurz nach Sonnenuntergang, war ich in meinem lieben Ezenstochau. — Ich habe seitdem im schönen Natal schon manche Reise gemacht zu Wagen und zu Pferd, zu



Fuß und mit der Bahn, doch meine erste Reise nach den Stationen ist mir doch am besten in Erinnerung geblieben.

### Mariannhiller Weihnachtswünsche.

Es ist allerdings etwas früh, wenn wir schon im Monate Juni unsere Wünsche äußern fürs kommende Weihnachtsfest; allein, bis die Sachen von unseren Sammelstellen nach Mariannhill, und von da nach den oft weit entlegenen Missionsstationen kommen, vergeht oft lange Zeit. Dazu will alles planmäßig sortiert und verteilt sein, und müssen die übersandten Stoffe vielfach erst an Ort und Stelle zu Hemden, Kleidern usw. verarbeitet werden. So hatte ich letztes

Passende Weihnachtsgeschenke für unsere Kinder sind namentlich auch Schreibhefte, Federn, Griffel, Bleistifte und sonstige Schulsrequisiten; ganz besonders auch Spielsachen, kleine Messer, Musikinstrumente, Bilder und Bilderbücher, Krippenfiguren und Schmucksachen für den Christbaum.

Mancher Kaufmann hat vielleicht verschiedene solcher Sachen auf Lager, die infolge eines kleinen Defektes nicht mehr gut verkäuflich sind, mit denen er aber unserer Mission ein hochwillkommenes Weihnachtsgeschenk bereiten könnte. Desgleichen hat wohl manche Hausfrau, Lehrerin oder Institutsvorsteherin u. s. w. dies und jenes in Vorrat, was die eigenen



P. Dominikus verteilt auf einer Station die von Wohltätern gespendeten Kleidungsstücke.

Jahr in Czestochau persönlich Gelegenheit, eine Menge der niedlichsten Kinderkleidchen zu bewundern, die alle aus bunten, etwa 15—20 cm langen und breiten Musterflecken zusammengefückelt waren. Die guten Schwestern hatten an deren Herstellung sicherlich viele Wochen gearbeitet.

Womit nun können unsere geehrten Wohltäter und Wohltäterinnen unseren schwarzen Kindern und Neubekehrten eine passende Weihnachtsfreude machen? Nun die Bedürfnisse in einem großen Missionswerke sind gar mannigfach, da läßt sich schließlich alles Mögliche mit Nutzen verwerten. Hochwillkommen sind uns immer Ratunstoffe, Hemden, Kleider, Mützen usw. Auch abgetragene Kleider werden mit Dank entgegengenommen; doch sollen sie noch gut erhalten sein, da wir dafür nicht nur den weiten Transport, sondern in Durban (Natal) auch einen ziemlich hohen Zoll (15% vom Schätzungswert), sowie ansehnliche Beträge für die gesetzlich vorgeschriebene Fumigation (Ausräucherung) bezahlen müssen.

Kinder kaum mehr ansehen, wornach aber unsere schwarzen mit beiden Händen greifen würden.

Unsere Bitte geht nun dahin, die Sachen tunlichst bald an unsere auf dem Titelblatte des Vergißmeinnicht angegebene Sammelstelle einzusenden, damit sie von dort aus rechtzeitig nach Mariannhill geschickt werden können. Des dankbaren Gebetes unserer schwarzen Kinder und Neuchristen dürfen unsere geehrten Wohltäter stets versichert sein, und sagen wir in deren Namen schon zum voraus für alles und jedes ein herzliches, hundertfaches

„Vergelt's Gott!“

Mariannhill, 1. Juni 1909.

Die Redaktion.

### Schul- und Weihnachtsspiele unserer schwarzen Kinder.

„Gelegentlich der Einweihung des neuen Schulhauses Marialinden“ (8. November 1908) schreibt Rev. P. Maurus, derzeitiger Rektor von Gardenberg,



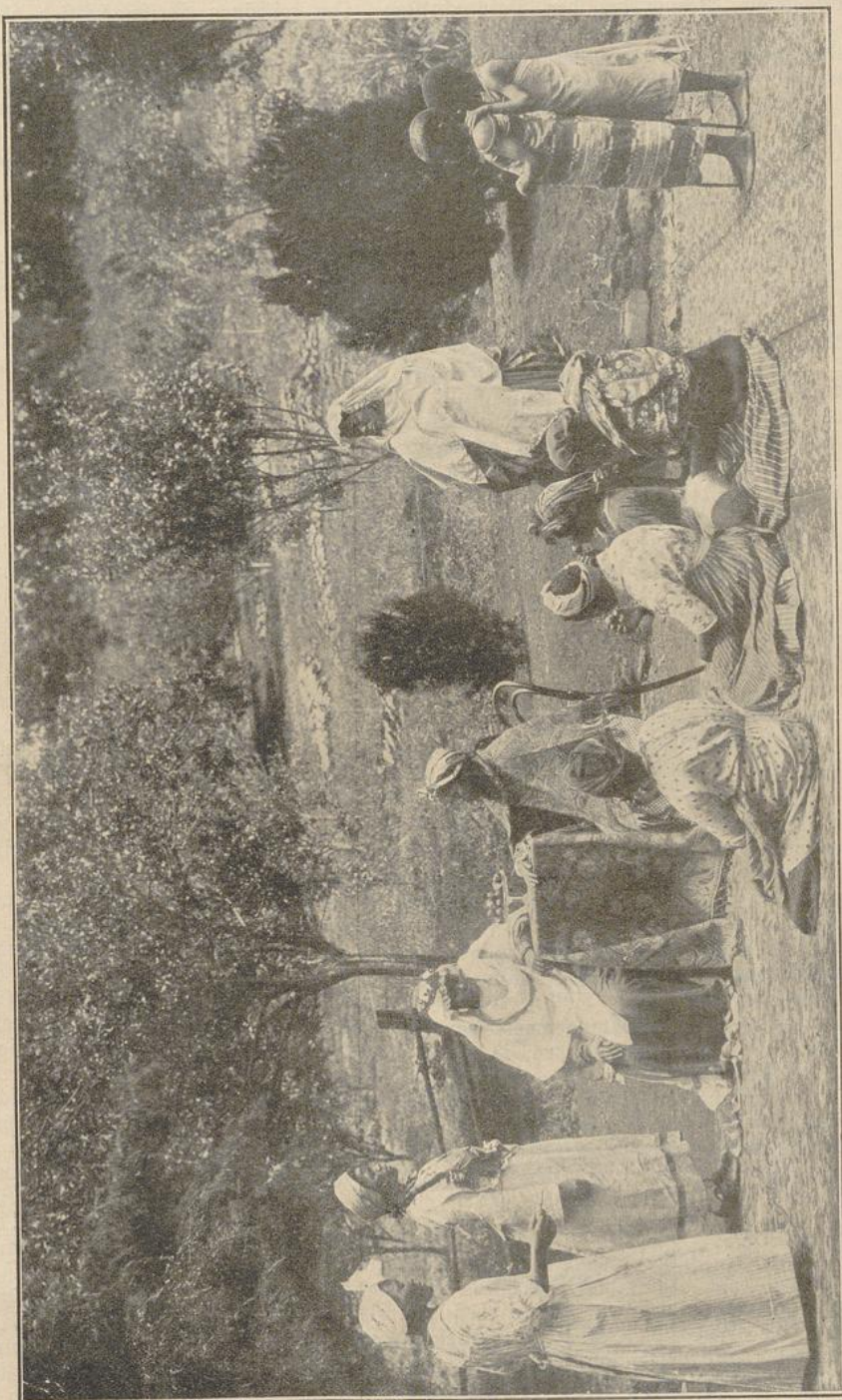
„haben die dortigen Kinder, wie bereits im Vergißmeinnicht berichtet worden, außer vorzüglichen Turnübungen auch einige kleine Spiele aufgeführt. Eine Menge sowohl weißer wie schwarzer Festgäste war dazu herbeigeströmt, denn was Neugier und Schaulust anbelangt, sind sie alle gleich, die Schwarzen wie die Weißen, und gilt in Wahrheit des Dichters Wort:

„Menichen sind die Menschenkinder  
aller Zeiten, aller Zonen,  
Ob sie unter Weidenbüschen, ob  
sie unter Palmen wohnen.“

Die Leistungen unserer Kinder, sowie die dabei entwickelte stramme Zucht fanden allseits den lautesten Beifall. Das Neuphere' in die Augen Fallende, schlägt eben immer durch, zumal bei Leuten mit noch niedrig stehender Kultur. Einer der weißen Farmer welcher auch dem Schul- feste bewohnte, hat sich gerade dadurch bewegen lassen, seine fünf Kinder in eine Außenschule von Mariazell zu schicken, in deren Nähe er wohnt.

Das gab Mut. Rev. P. Notter war selbst für die Sache begeistert und lud uns ein, am Weihnachtsfeste mit den Schulkindern nach Mariazell zu kommen, um auch dort diese Spiele aufzuführen. Da jedoch eine Sache durch öftere Wiederholung an Interesse verliert, dachte ich daran, etwas Neues einzuläben. Ich erinnerte mich an ein Weihnachtsspiel (Geburt Christi), das ich noch vor meiner Priesterweihe in der Mariannhiller Schule aufgeführt hatte. Doch außer der knapp bemessenen Zeit bildete die Hauptschwierigkeit die Herbeischaffung der Kostüme, zumal für die Engel, die in dem Spiele auftreten sollten. Marialinden ist eben klein, arm an Kräften und arm an Mitteln; wie sollte man da auch nur etwas einigermaßen Anständiges zuwege bringen können? Doch Schwester Eusebia, unsere Lehrerin, erklärte sich bereit, einmal einen Versuch zu machen. Es wurde etwas Stoff gekauft, und siehe, mit Hilfe von alten Gold- und Silberborten, die sich zum Glück vorfanden, kamen Engelskostüme zu-

stande, die all meine Erwartungen übertrafen, sie waren sogar noch schöner, als jene, die wir in Mariannhill hatten. Schwester Augustina, die zweite Lehrerin, sollte die Flügel für die Engel machen, und auch



Schul- und Weihnachtsspiele unserer schwarzen Kinder.

sie entledigte sich ihrer Aufgabe zu meiner vollsten Zufriedenheit. So kam also das Spiel glücklich zustande.

In der hl. Christnacht wurde es zum erstenmal aufgeführt. Es war eine herrliche Weihenacht, wenn



auch anders als in Europa. Schon am Abende der Vigil waren alle Christen von nah und fern auf der Station versammelt, wo sie die halbe Nacht mit Beten und Singen zubrachten und zuletzt auch der Mitternachtsmesse beizwohnten. Besonders stark findet sich dieser schöne Brauch bei den Basutochristen. Um zehn Uhr abends wurde unser Weihnachtsspiel aufgeführt und zwar unter der Veranda der neuen Schule, während die Zuschauer ihre ersten, zweiten und dritten Plätze ganz nach Wahl im Freien auf dem grünen Rasen des Schulplatzes einnahmen. Das Wetter war gerade nach Wunsch: heiter, windstill und ohne Mondlicht, sodaß die Beleuchtung unserer primitiven Bühne sich recht gut machte. Alles verlief in ganz vorzüglicher Weise.

Am Nachmittag des hl. Weihnachtsfestes machten wir sodann mit unsern Schulkindern einen Ausflug nach Mariakell, wo wir von P. Kotter mit der größten Freundlichkeit empfangen wurden. Hier kam unser Spiel das zweitemal zur Ausführung; leider waren die Verhältnisse weniger günstig als in Mariakindern. Wir mußten schon im Laufe des Nachmittags die Vorstellung beginnen. Dabei brannte die Sonne mit einer Gluthitze, wie sie sogar hier in Afrika nur selten vorkommt, so auf das Blechdach über uns herab, daß sich in dem mit Menschen vollgepfropften Raum eine wahre Fegfeueratmosphäre entwickelte, während die Beleuchtung in einer Mischung von hellem Sonnen- und trübem Lampenlicht in einem künstlich verdunkelten Raume bestand. Trotzdem fand das Spiel, namentlich bei jenen, die dessen Aufführung in Mariakindern nicht gesehen hatten, großen Anklang, und als nach Schluß der Weihnachtsferien die Schule wieder eröffnet wurde, meldeten mir die Schwestern in Mariakindern, daß nicht nur alle bisherigen Schulkinder pünktlich und vollzählig wieder eingetroffen seien, sondern daß sich auch fünf Neulinge angemeldet hätten.

Leider mußte ich kurz darauf meine liebe Missionsstation verlassen, um die im benachbarten Hardeberg zu übernehmen, da Rev. P. Chrysostomus, der bisherige Rektor und Missionär daselbst, in Bälde, d. h. sobald er in Mariannhill seine in Sesuto geschriebene biblische Geschichte im Druck fertig hat, eine unserer Missionsstationen im Maschonaland pastorieren soll. Nun wie Gott will. Zum Schluß bemerke ich noch, daß wir zwar unser Hauptaugenmerk immer auf die geistige und sittliche Ausbildung unserer schwarzen Pflöglinge durch Predigt, Katechese, Spendung und Empfang der hl. Sakramente usw. legen, daß wir aber auch in den oben genannten Spielen ein nicht zu verachtendes äußeres Hilfsmittel zur Hebung und Pflege unserer Mission erblicken.“ Soweit Rev. P. Maurus.

Auch in Mariakell fanden heuer recht hübsche Weihnachtsspiele statt. Schon die Christbescherung, zu der sich auch die Brüder und Schwestern eingefunden hatten, zeigte einen gewissen dramatischen Charakter. Gegen 8 Uhr abends, d. h. sobald es dunkel geworden war, machten wir gemeinsam die Kunde von einer Schule zur andern. Schwester Innozentia und Schw. Kapistrana hatten ihr Möglichstes getan, sowohl in der Anaben- wie in der Mädchenschule einen für die hiesigen Verhältnisse prächtigen Christbaum aufzustellen. Rings um denselben und teilweise auch auf den Schulbänken lagen die für die Kinder bestimmten Weihnachtsgeschenke.

Zuerst ging es in die Anabenschule. Sei, wie leuchteten da die großen, schwarzen Augen der erstaunten Kinder bei all dem Schimmer der vielen leuchtenden Kerzen und den mannigfachen bunten Sachen, die an dem Christbaum hingen! Nach einem schönen Weihnachtslied hielt einer der Anaben, ein frischer, gewedter Junge, mit glockenheller Stimme an seine Kameraden eine zündende Ansprache und forderte sie auf, mit ihm nach Bethlehem zu eilen, das lb. Christkind anzubeten, das soeben vom Himmel auf die Erde gekommen sei! Wo war denn Bethlehem? Gleich nebenan, denn hier in der Ecke des Schulzimmers stand eine kleine, hübsche Krippe mit allem, was dazu gehört. (Eine noch größere und schönere aber war während der ganzen Weihnachtszeit für die vielen Besucher in der Kirche aufgestellt.) Hier knieten nun die Kinder nieder und sangen dem lieben Jesukinde ein Weihnachtslied nach dem andern, wie Busuku obuhle nach der Melodie „Stille Nacht, heilige Nacht“, Wozani makolwa, kommt, ihr Christen, und freuet euch! Kommt, wir gehen nach Bethlehem, zu beten vor unserm Inkosi usw.

Den Schluß bildete die Austeilung der Christgeschenke, die namentlich in Kleidern, Mützen, Jacken, Höschen usw. bestanden. Natürlich durften auch einige bunte Spielsachen und frisches Backwerk nebst Zugehör nicht fehlen. Die Anaben wurden von der Schwester Lehrerin einzeln mit Namen aufgerufen und jeder empfing dann vom Priester die vom lb. Christkind ihm eigens zugedachte Bescherung, welche er mit beiden Händen unter artiger Verbeugung mit herzlichem „Bergelt's Gott“ entgegennahm.

Von da ging es in die nahe Mädchenschule, wo sich im allgemeinen das gleiche Spiel wiederholte. Auf den Kleidern, mit denen die Mädchen beschenkt wurden, lagen Zettel mit allerlei sinnigen Aufschriften wie „Halte mich hübsch rein und sauber“ oder „Dein schönstes Kleid sei Demut und Herzensreinheit“ usw. Den Schluß bildete die Christbescherung im Marienhaus.

Hier im Marienhaus wurde am folgenden Abend ein recht hübsches Theaterstück „Die hl. Elisabeth von Thüringen“ aufgeführt. Das Ganze war von Schwester Delphine mit großer Mühe und vielem Geschick arrangiert worden: sämtliche Spielerinnen waren Marienhausmädchen. Letztere fanden sich ausnahmslos in ihre Rollen prächtig hinein und spielten die schwierigsten Partien mit ebensoviel Wärme, wie durchaus ungekünstelter Natürlichkeit und Treue, obschon die oft langen Dialoge an ihr Gedächtnis nicht geringe Anforderungen stellten. Da tritt z. B. eine arme Frau auf und schildert ihre Not und die ihres kranken Mannes und der hungernden Kinder zu Hause unter beständigen Appellationen an die Güte und Mildeherzigkeit der frommen Landesmutter mit einer Wehmuth, Nüchternheit und Innigkeit, daß es einen Stein erweichen konnte. Ihr folgt eine bekümmerte Mutter; sie bietet der edlen Landgräfin ihre Tochter als Dienstmädchen an und erzählt dabei in endlosem Redestrom, wie eitel und gefallsüchtig ihre „Luzia“ sei, wie sie, statt zu arbeiten, beständig an ihren Haaren und dem langen Zopfe herum mache usw. Elisabeth möge doch diese ihre Tochter in Dienst nehmen und ihr eine bessere Gesinnung beibringen. . . . Mittlerweile kommt noch eine isalukazi, ein altes Bettelweib; nur mühsam kommt sie auf ihren Stock gestützt vorwärts, setzt sich dann vor der Fürstin ohne viele Umstände auf den



Boden nieder, zieht ein beinernes Löffelchen aus dem wolligen Haar und beginnt damit ganz nach Kaffern-art bald zu schnupfen, bald die endlos quellenden Tränen aufzufangen. Kurz, man sah, die Spielenden waren Kaffern, sie verstanden es aber auch, ihre schwarzen Landsleute genau zu kopieren.

Die Bühne war natürlich die Einfachheit selbst, dennoch fanden die schwarzen Zuschauer alles, namentlich aber die Kostüme der auftretenden Engel und das der hl. Elisabeth mähle kakulu, einzig schön. Am zweiten Weihnachtsfeiertage wurde das Stück in früher Nachmittagsstunde abermals aufgeführt und zwar vor den von auswärts kommenden Besuchern, worunter noch viele Heiden und Katechumenen waren. Diese hatten natürlich so etwas noch nie gesehen und fanden kaum Worte, ihrem maßlosen Erstaunen Ausdruck zu geben. Den Vogel schloß in ihren Augen die vorhin erwähnte Luzia ab. Die Landgräfin sah, wie diese ihre Kammerjungfer sich den ganzen Tag mit ihrem langen Zopf zu schaffen mache und wollte da kurzerhand gründliche Remedur schaffen. Sie nimmt einfach eine lange, scharfe Schere und schneidet der Ahnungslosen den langen, schönen Zopf kurzweg ab. Das ging nun aber der an sich hitzigen und jähzornigen Luzia weit über den Nischtrich! Wie von Hornissen gestochen, fährt sie auf, gebärdet sich wie rasend vor Wut und führt überhaupt eine Szene auf, für die ich keine andere Bezeichnung habe, als „echt kaffrisch“. Es fehlte nicht viel, so hätte sie der Landgräfin das Gesicht zerkratzt. Je wilder sie sich aber benahm, desto mehr juchzten und jubelten die kaffrischen Zuschauer, die nicht üble Lust zeigten, bei diesem Streite auch ein „Wörtchen mitzureden“.

Auch Sophie, Elisabeths Schwiegermutter, begann der vielen Almosen wegen, welche die mildherzige Landgräfin ausstelte, „hitzig und unbequem“ zu werden. Zulezt aber erfolgt durch das bekannte „Kosjenwunder“ eine allgemeine Belehrung und Ausöhnung. Den Abschluß und zugleich den Glanzpunkt des höchst gelungenen Stückes bildete ein farbenprächtiges Gruppenbild. Alle am Spiele beteiligten Personen: die beiden Kammerjungfern, Luzias Mutter, Sophie, die Schwiegermama, die arme Bettlerin, Kinder und sonstiges armes Volk sind um die edle Landgräfin vereint, über der ein Engel zu sehen ist, der ihr die Krone des Lebens aufs Haupt setzt. Ein kleines bengalisches Feuer beleuchtet die lebensvolle Gruppe und steigert das Erstaunen der entzückten schwarzen Zuschauer vollends ins Maßlose.

Da an den genannten Weihnachtsfeiertagen gerade auch unser Photograph in Mariatal auf Besuch war, machte er von einer der verschiedenen Szenen eine photographische Aufnahme, die wir hier unsern geehrten Lesern in zinkographischer Reproduktion wiedergeben. Der Umstände wegen ist die Aufnahme im Freien gemacht — daher der gartenähnliche Hintergrund, — sonst aber ist sie eine getreue Wiedergabe des interessanten Weihnachtsspiels, von dem unsere Schwarzen in Mariatal noch lange, lange reden werden.

### Treu bis in den Tod.

Ein Kaufmann unternahm eine Reise zu Pferde und sein treuer Pudel begleitete ihn. Der Zweck dieser Reise war, von einem etwas entfernten Orte eine ansehnliche Summe Geldes abzuholen, die jemand dem

Kaufmann schuldig war. Er empfing das Geld und ritt vergnügt nach Hause. Unterwegs fiel der Mantelsack, worin sich der Geldbeutel befand, von dem Pferde herab. Der Kaufmann, der in Gedanken versunken war, merkte nichts davon, wohl aber sein treuer Hund. Er versuchte den Mantelsack mit den Zähnen aufzuheben und seinem Herrn nachzutragen; aber er war ihm zu schwer. Er lief also hin zu seinem Herrn, sprang an dem Pferde hinauf und bellte so laut und so unaufhörlich, daß der Kaufmann nicht wußte, was er davon denken sollte. Er gebot ihm zu schweigen, aber umsonst! Er gab ihm einen Schlag mit der Peitsche, aber vergebens! Das treue Tier fuhr fort zu bellen und zu heulen und an dem Pferde aufzuspringen, als wenn es seinen Herrn mit Gewalt herunterziehen wollte, und da ihn dieser durch mehrere Peitschenschläge abwehrte, fiel er das Pferd an, um ihm durch Bellen und Beißen zu verstehen zu geben, daß es umkehren solle. Der Kaufmann erschrak und glaubte, daß er toll geworden sei. Er liebte den Hund, und es schmerzte ihn, sich in die Notwendigkeit versetzt zu sehen, ihn todschießen zu müssen. Lange bemühte er sich, ihn durch Zurufen zu besänftigen; aber da alles nichts helfen wollte, ergriff er endlich die Pistole, zielte und drückte mit weggewandten Augen los. Der gute Pudel stürzte, erholte sich aber wieder und troch ängstlich winselnd näher zu seinem Herrn. Dieser konnte den Anblick nicht ertragen, gab dem Pferde die Sporen und jagte davon. Nach einer kleinen Weile konnte er sich gleichwohl nicht enthalten, zurückzusehen, ob das arme Tier wohl schon tot sei. Aber indem er sich umdrehte, bemerkte er den Verlust seines Mantelsackes. Wie ein Stein fiel es ihm da plötzlich aufs Herz, daß das wohl die Ursache sein möchte, warum der Hund so gebellt habe. „Ich Grausamer!“ rief er aus und jagte spornstreichs zurück, mehr wegen des armen Hundes, als wegen des Geldes besorgt. Er fand ihn an der Stelle, wo er ihn geschossen hatte, nicht mehr, sondern sah an der blutigen Spur, daß er weiter zurück gekrochen sein müsse. Voll Bekümmernis folgte er dieser Spur, — o! wer vermag seine Verübungs auszusprechen, da er das arme, treue Tier neben dem Geldbeutel liegen fand, zu dem es zurückgekrochen war. Er sprang vom Pferde, um zu sehen, ob er noch zu retten sei; aber ach! — der sterbende Hund leckte ihm liebevoll die Hand — und starb.

### Grüßling.

Leise sang die Volscharfe,  
Wachgeküßt vom Morgenhauch,  
Sang so innig, sang so minnig,  
Sang den Knospen an dem Strauch  
Und die Knospen fühlten leise  
Süß ein nie geahntes Glück,  
Und es lösten sich die Hüllen  
Vor der Sonne Zauberblick.

Zitternd reckten sich die Blättchen  
Und des Grünes zarter Ton  
Ward der Sonne und dem Winde  
Und der Harfe dann zum Lohn . . .  
Stannend sah ich dieses Wunder,  
Sah die Zeitgeistwolken fliehn  
Und ich fühlte ein heilig Sehnen  
Tief in meine Seele zieh'n.



# St. Josephsgärtchen.

## Der zwölffjährige Jesusknabe im Tempel.

(Fortsetzung.)

Acht Jahre alt, zog Jesus zum erstenmale mit den Eltern zum Osterfeste nach Jerusalem und die folgenden Jahre immer. Jesus hatte schon bei seinen ersten Reisen bei den Freunden, wo sie in Jerusalem einkehrten, und bei Priestern und Lehrern Aufmerksamkeit erregt. Man sprach bei manchen Bekannten in Jerusalem von dem klugen, frommen Knaben, dem wunderbaren Josephs-Sohne, und Jesus hatte somit, als er im zwölften Jahre mit seinen Eltern in Gesellschaft ihrer Freunde und deren Söhne wieder kam, schon allerlei Bekannte in der Stadt. Die Eltern hatten die Gewohnheit, einzeln mit ihren Landsleuten auf der Reise zu wandeln und wußten bei dieser nun fünften Reise Jesu, daß er immer mit den Jünglingen von Nazareth zog.

Jesus hatte sich aber diesmal bei der Heimreise schon in der Gegend des Delberges von seinen Begleitern getrennt, welche meinten, er habe sich zu seinen Eltern gesellt, welche folgten. Jesus aber war nach der berlehemitischen Seite von Jerusalem gegangen in jene Herberge, wo die hl. Familie vor Mariä Reinigung eingelehrt war. Die hl. Familie glaubte ihn mit den andern Nazarethanern voraus. Als sie endlich alle in Gophna zusammentrafen, war die Angst Mariä und Josephs über seine Abwesenheit ungemein groß. Sie begaben sich sogleich nach Jerusalem zurück und fragten unterwegs und überall in Jerusalem nach ihm, konnten ihn aber nicht gleich finden, weil er gar nicht dagewesen, wo sie sich gewöhnlich aufhielten. Jesus hatte in der Herberge vor dem Berlehems-Thor geschlafen, wo die Leute seine Eltern und ihn kannten.

Dort hatte er sich zu mehreren Jünglingen gesellt und war mit ihnen in zwei Schulen der Stadt gegangen; den ersten Tag in die eine, den zweiten in die andere. Am dritten Tag war er morgens in einer dritten Schule am Tempel und nachmittags im Tempel selbst gewesen, wo ihn seine Eltern fanden. Es waren diese Schulen verschiedener Art und nicht alle gerade Schulen über das Gesetz; es wurden auch andere Wissenschaften darin gelehrt; die letzte war in der Nähe des Tempels, aus welcher Leviten und Priester genommen wurden.

Jesus brachte durch seine Fragen und Antworten die Lehrer und Rabbiner all dieser Schulen in ein solches Erstaunen und auch in solche Verlegenheit, daß sie sich vornahmen, am dritten Tage nachmittags im Tempel selbst auf dem öffentlichen Lehrort den Knaben Jesus durch die gelehrtesten Rabbiner in verschiedenen Fächern zu demüthigen. Es taten dies die Lehrer und Schriftgelehrten unter einander; denn anfangs hatten sie eine Freude an ihm gehabt, nachher aber an ihm sich geärgert. Es geschah dies in der öffentlichen Lehrhalle in der Mitte der Vorhalle des Tempels, in dem runden Kreis, wo Jesus später auch gelehrt hat. Ich sah da Jesus in einem großen Stuhl sitzen, den er bei weitem nicht ausfüllte. Er war von einer Menge alter und priesterlich gekleideter Juden umgeben. Sie horchten aufmerksam und schienen ganz grimmig, und ich fürchtete, sie würden ihn ergreifen. Der ganze Raum war ungemein groß und voll von Menschen.

Da Jesus in den Schulen allerlei Beispiele aus der Natur und aus den Künsten und Wissenschaften in seinen Antworten und Erklärungen gebraucht hatte, so hatten sie hier Meister in allen solchen Sachen zusammengebracht. Als diese nun anfangen, mit Jesus im einzelnen zu disputieren, sagte er, diese Dinge gehörten eigentlich nicht hieher in den Tempel, aber er wolle ihnen doch auch hierauf Antwort geben, weil es so seines Vaters Wille sei. Sie verstanden aber nicht, daß er hiemit seinen himmlischen Vater meinte, sondern glaubten, Joseph habe ihm befohlen, sich mit all seinen Wissenschaften sehen zu lassen.

Jesus antwortete und lehrte nun über Medizin und beschrieb den ganzen menschlichen Leib, wie ihn die Gelehrtesten nicht kannten; ebenso über Sternkunde, Baukunst, Ackerbau, von der Messkunst und Rechenkunst, von der Rechtsgesamtheit und allem, was nur vorkam, und führte alles so schön wieder auf das Gesetz und die Verheißung, die Prophezeiungen und auf den Tempel und die Geheimnisse des Dienstes und der Opfer aus, daß die einen immer in Bewunderung und die andern beschämt in Aerger begriffen waren, und das immer abwechselnd, bis sie alle beschämt sich ärgerten; meistens weil sie Dinge hörten, die sie nie gewußt, nie so verstanden hatten.

(Fortsetzung folgt.)

## Ein Ruf ins Kloster.

(Fortsetzung.)

Der Beichtvater Anna Katharinas suchte für sie bei den Klarissen in Münster um Aufnahme nach. Er erhielt eine günstige Antwort, und Anna Katharina begab sich nun dahin, persönlich ihre Bitten vorzubringen. Sie empfing jedoch den Bescheid, da das Kloster arm sei und sie selber keine Mitgift bringe, so könne sie nur unter der Bedingung aufgenommen werden, daß sie das Orgelspiel erlerne, damit sie dadurch dem Kloster doch von Nutzen werde. Sie entschloß sich hierzu; allein ihre zunehmende Körperschwäche machte es nötig, daß sie zuvor im elterlichen Hause Erholung suchte.

Hier scheute sie, sobald ihre Kräfte es erlaubten, keine Anstrengung, um sich durch Nähen soviel zu verdienen, als zur Deckung der ersten Kosten für Erlernung des Orgelspiels nötig sein würde. Während ihr bei Tag die Nadel nicht aus der Hand kam, ergriff sie bei einbrechender Nacht die Spindel, um in ein Kloster doch wenigstens einige Stücke Leinwand als Mitgift zu bringen. Ihr Fleiß wurde so gesegnet, daß sie im Laufe eines Jahres über zwanzig Taler als Lohr für Näharbeiten und einen Vorrat schöner Leinwand sich zurücklegen konnte, den ihre eigene Mutter auf achtzig Taler bewertete. Anna Katharina erblickte darin einen Reichtum, den sie sich nie zu behalten getraut hätte, wenn ihr ein anderer Weg ins Kloster offen gestanden wäre.

Zeitweilig erneuerten die bekümmerten Eltern immer wieder den Versuch, sie von den Klostergedanken abzubringen. Namentlich hielt ihr die Mutter oft mit gar beweglichen Worten vor, wie sie nur hoffen möge, die vielen und mühseligen Arbeiten zu verrichten, die ihr einst im Kloster ihrer Armut wegen würden auf-



gebürdet werden, da sie ja so schwach und fast immer kränzlich sei. „Ach Mutter“, entgegnete sie dann, „mag es mir so schlimm gehen, wie es will, und muß ich auch die schwersten und schmutzigsten Arbeiten tun, so komme ich doch aus den Gefahren und Unruhen der Welt.“ Als ihr einmal eine Freundin vorstellte, die Klöster würden jetzt alle aufgehoben, erklärte sie: „Wenn ich nur in eines kommen könnte, dann wäre ich schon zufrieden, auch wenn ich sicher wüßte, daß ich in demselben innerhalb der ersten acht Tage aufgehängt würde!“

Später verdingte sich Anna Katharina beim Organisten Söntgen in Roesfeld, um dort das Orgelspielen zu lernen. Sie bekannte später darüber von Obergberg: „Zum Orgelspielen kam es nie; denn kaum war ich im Hause und sah das Elend und den Jammer, da tat ich alles, um zu helfen und gab mein alles hin. Was lernte ich da hungern! In acht Tagen oft kein Brot gesehen! Man borgte den Leuten nicht um sieben Pfennig. Ich lernte nichts; ich war die Magd. Alles, was ich mit Nähen verdient hatte, ging fort und ich verhungerte fast. Ich verschenkte das letzte Hemd. Auch meine gute Mutter erbarmte sich und brachte mir Eier, Butter, Brot und Milch, und davon lebten sie. Einmal sagte sie zu mir: „Du hast mir ein großes Herzeleid angetan, aber du bist doch noch mein Kind! Wenn ich den Platz sehe, wo du gegessen, dann bricht mir schier das Herz. Du bist doch mein Kind.“ Ich sagte dann: „Vergelt's Gott, liebe Mutter, ich habe selber nichts mehr, aber es ist der Wille Gottes gewesen, die armen Leute durch mich zu erhalten. Gott wird nun sorgen! Ihm habe ich alles gegeben; und er wird wohl wissen, wie er uns allen hilft. Und die gute Mutter wurde dann auch wieder zufrieden.“

Kantor Söntgen wurde durch die uneigennützigste Liebe und Aufopferung Anna Katharinas tief gerührt und machte ihr aus Dankbarkeit das Versprechen, alles anzubieten, um ihr in ein Kloster zu verhelfen. Er hatte eine Tochter von gleichem Alter, welche als geübte Orgelspielerin überall willkommen war; darum beschloß er, sie nur unter der Bedingung einem Kloster zu überlassen, daß mit ihr zugleich Anna Katharina angenommen würde.

Beide Jungfrauen pochten nun an mehr als einer Klosterthüre an und baten um Aufnahme; aber meist vergeblich: bald war die Mitgift zu gering, bald wollten sie nur allein die Söntgen aufnehmen. So die Augustinerinnen zu Dülsen, welche eine Organistin brauchten. Kantor Söntgen jedoch blieb fest, und da er seine Tochter ohne Anna Katharina nicht entlassen wollte, mußten jene mit Widerstreben sich entschließen, auch dieser die Aufnahme zu gewähren, um eine Organistin zu gewinnen.

(Fortsetzung folgt.)

### Von Pavianen geraubt. (Fortsetzung.)

„Wach auf, Matumasan, wach auf!“ schrie Indabasimbi plötzlich vor meiner Thüre. Ich erwachte und sprang eilends aus dem Bett. Auf der anderen Seite der Hütte hörte ich in der Dunkelheit ein wütendes Ringen. Zum Glück bewahrte ich kaltes Blut. Gerade neben mir stand ein Stuhl; darauf waren Streichhölzer und eine Stearinkerze. Rasch machte ich Licht und erblickte nun zwei Gestalten, die am Boden übereinander rollten, und dazwischen sah ich einen Stahl aufblitzen. Es waren Indabasimbi und Hendrika, die miteinander kämpften, und zwar überwältigte das rasende Weib den Mann, so stark und behend er war.

Schon war sie oben und hatte sich von seinem Griff losgewunden, und jetzt blühte das große Messer auf, das sie in ihrer Hand hielt! —

Im Nu war ich hinter ihr und riß sie nach rückwärts. Zum Glück ließ sie dabei das Messer fallen. Dann warfen wir uns gemeinsam auf das schreckliche Weib. Himmel, was diese kleine Teufelin für eine Kraft entwickelte! Wer's nicht selbst erlebt hat, wird's einfach für unmöglich halten. Beinahe hätte sie uns beide überwältigt. Sie fauchte, biß und kratzte wilder als eine Katze, und so gelang es ihr, sich frei zu machen. Im nächsten Augenblick sprang sie in einem Satz auf's Bett und von da geraden Weges bis ans Dach der Marmorrhütte. Nie in meinem Leben sah ich einen ähnlichen Sprung! Ich wußte zunächst nicht, was sie vorhatte, bald aber fing ich an zu begreifen. Im Dache waren nämlich, wie ich oben erwähnte, große Oeffnungen. Sie hatten den Zweck, Licht und Luft in den Raum zu lassen und waren mit überhängenden Trausen bedeckt. Dort hinauf nun sprang sie, genau wie ein Affe, und indem sie den Rand der Oeffnung ergriff, versuchte sie, sich hindurchzuzwängen. Doch hier verließen sie plötzlich die vom langen Kampf erschöpften Kräfte. Ein paar Augenblicke schwang sie sich hin und her, ließ dann den Schlußstein los und fiel bewußtlos auf die Erde nieder.

„Schnell!“ rief Indabasimbi, „schnell den Teufel gebunden, bevor er wieder zum Leben kommt!“ — Ich begriff die Vortrefflichkeit seines Rates, nahm ein paar in der Ecke des Zimmers liegende Lederriemen und band ihr damit Hände und Füße so fest zusammen, daß an ein Entrinnen nicht mehr zu denken war. Dann schleppten wir sie hinaus in den Gang, und Indabasimbi setzte sich, mit dem Messer in der Hand, neben sie, denn ich hatte keine Lust, mitten in der Nacht das ganze Haus zu alarmieren.

„Matumasan, weißt du, wie ich sie fing?“ begann Indabasimbi, der ihr am liebsten das Messer bis ans Hest in die Brust gebohrt hätte. Seit mehreren Nächten schlief ich offenen Auges hier, denn ich wußte, Hendrika trug sich mit finsternen Racheplänen. Auch heute blieb ich die ganze Nacht wach, obgleich ich mich stellte, als ob ich schlief. Eine Stunde etwa, nachdem du zu Bett gegangen, ging der Mond auf, denn ich sah durch die Dachlücke einen milden Schein ins Zimmer fallen. — Da, nach einer kleinen Weile, verschwand dieser Schein. Ich glaubte anfangs, eine Wolke ziehe vor den Mond; — doch horch! Da vernahm ich ein Geräusch, und es ist mir, als ob sich jemand durch die Oeffnung zwänge. Rasch war die Gestalt durch, das Licht fiel wieder herein, und nun sah ich die Pavianin mit beiden Armen am Dache hängen. Zwischen den Zähnen hielt sie ein großes, blankes Messer! Sie sprang herab und eilte mit gezücktem Messer auf dich los, doch da war ich bereits hinter ihr und faßte sie um die Taille. Das weitere ist dir bekannt. Matumasan, nie ist der Tod dir näher gestanden als diese Nacht!“

Ich dankte dem guten alten Manne aus innerstem Herzen. Er war doch eine gute Seele, mag man sonst über ihn denken, wie man will. Den Rest der Nacht verbrachten wir damit, Hendrika zu bewachen. Bald kam sie wieder zu sich und begann nun sofort, entsetzliche Anstrengungen zu machen, die Riemen zu zerreißen. Doch, sie waren vier und fünffach um die Gelenke geschlossen, und so gelang ihr das trotz ihrer unglaublichen Stärke nicht. Auch saß Indabasimbi

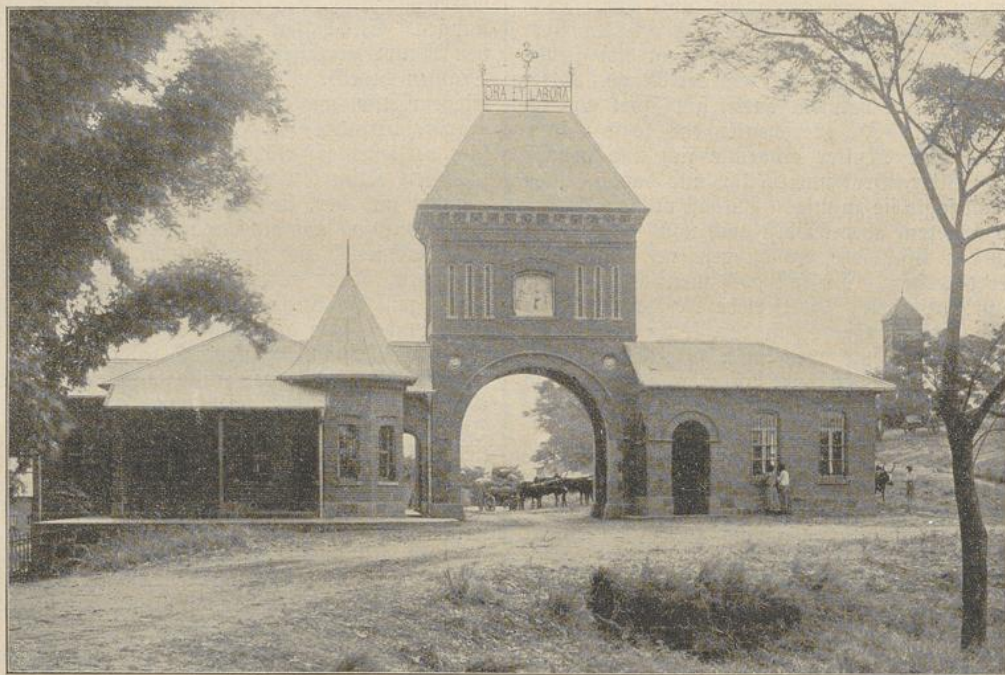


in höchst unzeremoniöser Weise neben ihr und riet ihr, sich ruhig zu verhalten, sonst stoße er ihr das Messer in die Brust. Das brachte sie allmählich wieder zur Vernunft. —

Endlich brach der Morgen an, — mein Hochzeitstag! Ich holte ein paar Eingeborene aus den Ställen und schaffte mit deren Hilfe Hendrita ins Gefängnis, d. h. wir sperrten sie in dieselbe Hütte, in der sie als Kind gewesen war, nachdem man sie aus den Pariansbergen geholt hatte. Als dies geschehen war, stellte ich Indabasimbi als Wache vor die Türe und kehrte zu meiner Schlafstelle zurück. Hier warf ich mich in die besten Kleider und stellte mich sodann vor den Spiegel. Ich fuhr mit Entsetzen zurück! Ich hatte gar nicht gewußt, daß mich das rasende Weib

„Davon hättest du mir schon früher Mitteilung machen sollen, Allan. Ich sehe nun zu meinem Bedauern ein, daß ich damals Unrecht hatte, als ich beschloß, dieses wilde, rechtsüchtige Geschöpf zu zivilisieren. Es trägt augenscheinlich all' die bösen Leidenschaften der Tiere in sich, die es ernährt haben. Doch, ich will der Sache rasch ein Ende machen.“

„O Vater, lieber Vater“, begann nun Stella, „laß sie doch nicht umbringen! Was bisher geschehen, ist schon schrecklich genug; dies wäre aber doch das Schrecklichste von allem. Ich gestehe offen, ich habe das arme Kind bisher recht gerne gehabt, und auch sie ging völlig auf in der Liebe zu mir. Darum, Vater, laß sie nicht töten; bedenke, ich stelle diese Bitte an meinem Hochzeitstage!“



Die neue Pforte in Mariannhill.

mit ihren greulichen Nägeln so übel zugerichtet hatte. Das war nun für mich, den Bräutigam, eine doppelt peinliche Sache. Doch was konnte ich machen? Ich überpflasterte einfach die zahllosen Risse und Schrammen, so gut es eben ging und machte dann einen kleinen Spaziergang ins Freie. Ich wollte meine Nerven beruhigen, denn die Ereignisse der letzten Nacht hatten mich sehr aufgeregt, und auch der Gedanke an die bevorstehende Trauung ergriff mich nicht wenig.

Als ich zurückkehrte, war es Zeit zum Frühstück. Stella erwartete mich im Speisesalon. Sie trug ein einfaches Kleid und hatte eine Orangenblüte vor der Brust. Doch wer beschreibt ihren Schrecken, als sie mein Gesicht erblickte? „Aber, Allan“, rief sie aus, „was hast du denn gemacht?“ — Noch bevor ich antworten konnte, trat ihr Vater, auf seinen Stock gestützt, herem und stellte höchlichst verwundert die gleiche Frage. — Ich erzählte gelassen alles der Reihe nach: die beständige Eifersucht Hendritas, ihre Drohungen und ihr Verbrechen während der letzten Nacht. ....

Stellas Gesicht wurde blaß, wie die Blüten an ihrer Brust; ihr Vater aber begann in großem Ernst:

„Nun, töten wollte ich sie nicht“, erwiderte Herr Carson, „obgleich sie den Tod sicher verdient hat, wenigstens nach den hier bestehenden Sitten und Gebräuchen. Ich will überhaupt meine Hände nicht mit Blut beflecken; aber sie ist ein Pavian und folgt der wilden Natur der unvernünftigen Tiere. Deshalb sage ich: „Sie kehre dorthin zurück, von wo sie gekommen!““ Vorläufig wurde kein weiteres Wort über die unliebe Sache gesprochen, doch nach dem Frühstück sandte Herr Carson nach seinem obersten Induna und gab ihm verschiedene Befehle.

Um zehn Uhr pflegte Herr Carson jeden Sonntag für die Schwarzen den Gottesdienst zu halten. Heute aber waren die guten Eingeborenen schon lange zuvor aus allen Himmelsgegenden zusammengeströmt. Sie jubelten und sangen in heller Freude und wollten alle bei der Hochzeit des „Eterns“ — wie sie Stella nannten — zugegen sein. Es war ein prächtiger Anblick: Die Männer trugen kriegerischen Schmuck, Schild und Speer, in den Händen, die Frauen und Kinder aber grüne Baumzweige, Farnkräuter und Blumen.



Wenige Minuten vor 10 Uhr erschien Stella mit ihrem Vater. Sie war in einen weißen Schleier gehüllt, auf ihrem dunkeln, lockigen Haupthaar ruhte ein Drangenweig und in der Hand trug sie ein Büfett von Drangenblüten. Noch nie hatte ich sie so schön und lieb gefunden, wie an diesem Morgen. Die kleine Tota bildete Stellas einzige Brautjungfer und war überfull von Freude. Dann gingen wir zusammen nach der Kirche. Der freie Platz davor war mit Hunderten von Eingeborenen angefüllt, und sie alle fingen jubelnd zu singen an, als wir vorüberzogen.

Drinne in dem hübschen Marmorkirchlein las Herr Carson zunächst die Epistel und das Evangelium und hielt sodann von seinem Stuhle aus eine kurze Ansprache. Die Trauung selbst aber wollte er im Freien, unter dem Schatten eines großen Baumes und im Angesichte all' der vielen Hunderte von Eingeborenen vornehmen. Ringsum herrschte tiefes Schweigen, und nun erklärte er den Leuten im Dialekte ihres Landes, daß er mich und Stella nach christlicher Sitte vor allem Volk als Mann und Weib trauen wolle. Mit großer Feierlichkeit las er uns sodann die Trauungsformel vor, wir gaben die Antworten und ich steckte den Ring an Stellas Finger. Damit war's geschehen.

„Allan und Stella“, sprach sodann Herr Carson, „ich glaube, die Zeremonie, die wir soeben vollzogen haben, macht euch vor Gott und den Menschen zu einem rechtmäßigen Ehepaare; denn alles, was dazu gehört, um hierzulande eine Ehe gültig zu machen, ist vorhanden. Aber ich fordere von euch beiden das feierliche Versprechen, daß ihr euch bei erster Gelegenheit auch kirchlich vom rechtmäßigen Priester trauen lasst. Versprecht ihr das?“ — „Ja, wir versprechen es“, antworteten wir beide mit Ehrfurchung. Zum Schluß wurde das Trauungsbuch gebracht, und wir unterschrieben unsere Namen. Zuerst wollte meine Frau nur „Stella“ schreiben, doch ihr Vater sagte, sie möchte heute zum ersten und letztenmale in ihrem Leben „Carson“ hinzufügen. Sie tat es, und dann setzten einige der anwesenden Indunas und der alte Indabasimbi ihre Handzeichen darunter. Letzterer wählte mit Absicht die Figur eines Sternes.

„Mein Volk“, sprach nun Herr Carson, „Makumasan und der Stern sind jetzt Mann und Weib. Sie werden in einem Kraal zusammenleben und Glück und Unglück miteinander teilen bis ins Grab. Die Angelegenheit ist beendet, doch ich habe heute noch eine zweite Sache zu verhandeln. Höre, mein Volk! Ihr kennt dieses Weib“, und damit wandte er sich zu Hendrika, die inzwischen gebunden herbeigeführt worden war.

„Ja, wir kennen sie“, sagte ein kleiner Kreis von Indunas, die den primitiven Gerichtshof bildeten und sich nach der Sitte der Eingeborenen in einem Kreis auf der Erde gelagert hatten. „Wir kennen sie; es ist Hendrika, die weiße Pavianfrau, die Dienerin des Sterns.“

„Wohl, ihr kennt sie“, fuhr Herr Carson fort, „aber ihr kennt sie nicht ganz. Tritt heran, Indabasimbi, und sage den Leuten, was sich in letzter Nacht in der Hütte Makumasans zugegetragen hat. Der alte Wahrsager trat vor, erzählte alles mit großer Lebhaftigkeit und vielen Gebärden und zog zum Schluß das große Messer hervor, das wir Hendrika abgenommen hatten. Dann wurde ich aufgerufen, ich bestätigte mit kurzen Worten die Aussage Indabasimbis.“

Nun wandte sich Herr Carson an Hendrika, die mit wildem, verdrossenem Gesicht, die Augen auf den Boden gerichtet, da stand, und fragte sie, was sie darauf zu sagen habe. Sie blickte lähn auf und begann: „Makumasan mir hat geraubt Liebe des Stern. Ich selber wollte ihm nehmen heute Nacht Leben; wäre nichts gewesen, denn mir hat gestohlen alles! X! X! Xi! Xi! — Wenn hätte getötet, Stern hätte vergessen Makumasan und hätte wieder geliebt Hendrika!“

„Niema!“ flüsterte Stella an meiner Seite; Herr Carson aber wurde blaß vor gerechtem Unwillen: „Hört ihr, mein Volk, die Worte dieses neidischen, haßerfüllten Weibes? Hört ihr, wie sie mir vergilt, mir und meiner Tochter? Sie selbst erklärt hier ohne Scheu, sie habe einen Mann ums Leben bringen wollen, der ihr absolut kein Leid getan, — denn daß Makumasan meine Tochter, seine nunmehrige Gattin, liebt, ist doch keine Schuld! — Woher also die wahninnige Eifersucht? Wir retteten sie von den Pavianen, wir zähmten, nährten und unterrichteten sie, und nun ist dies ihr Dank! Sagt, mein Volk, welche Strafe hat dieses Weib verdient?“

„Den Tod!“ sprach der Kreis der Indunas und zeigte dabei mit dem Daumen nach unten, und die ganze Versammlung ringsum wiederholte: „Den Tod!“ Der oberste Induna aber fügte hinzu: „Wenn du sie rettetest, mein Vater, so werden wir sie mit unseren eigenen Händen erschlagen. Sie ist eine Pavianfrau, ein wahres Teufelsweib! Wir haben schon öfter von dergleichen gehört. Darum laß sie töten, bevor sie noch mehr und vielleicht viel größeres Unheil anrichtet!“

Jetzt war es Stella, die sich ins Mittel legte und in rührenden Worten um Hendrikas Leben flehte. Sie bat um Milde und erwähnte die vielen Dienste, die ihr das Mädchen schon geleistet hätte. Wohl habe sich Hendrika eines schweren Verbrechens schuldig gemacht, allein ich, ihr Bräutigam, an dem sie sich zunächst vergreifen, vergebe ihr und sie selbst tue desgleichen. Man solle sie also in Frieden ziehen lassen und nicht wie ein wildes Tier erschlagen. Sie wolle nicht, daß man ihren Hochzeitstag mit Blut beslede. . . .

Herr Carson stimmte ihr zu, doch die Leute waren anderer Ansicht. In ihren Augen war Hendrika der reinste Teufel und sie hätten sie am liebsten sofort in Stücke gerissen. Auch Indabasimbi, dessen Wort als das eines berühmten Wahrsagers sehr in die Waagschale fiel, war für ihren Tod, denn er prophezeite, daß von diesem Weib noch schweres Unheil kommen würde. Schon traten zwei Indunas vor, das Urteil zu vollstrecken, da legte sich Herr Carson ins Mittel. Auch ich selbst war entschieden für Nachsicht und Milde, und noch beredter als unsere Worte waren Stellas Tränen.

Endlich legte sich der Tumult. Der oberste Induna befahl Hendrika, welche die ganze Zeit hindurch unbeweglich dagestanden war, von hier fort zu gehen und fügte die Drohung bei, man würde sie wie einen tollen Hund erschlagen, sobald sie sich noch einmal innerhalb der Kraale erblicken lasse.

Hendrika aber flüsterte zu unserm nicht geringen Erstaunen Stella die Worte zu: „Weine nicht, Stella, und lege nicht Fürbitte ein für Hendrika. Hendrika will sterben; Männer sollen nur totschlagen. Kann nicht leben ohne Stern, verliere Verstand, werde wieder Pavian. Schlagt lieber gleich tot!“

Stella antwortete nichts. Man löste Hendrika die Bände; doch kaum fühlte sie sich frei, so rannte



sie auf Indabasimbi los und riß ihm mit blizzschneller Bewegung das große Messer aus der Hand. Nach ungefähr zwanzig Schritten blieb sie stehen, blickte mit unbeschreiblichem Ernst auf Stella, stieß dann einen lauten Schrei aus und eilte davon. Wenige Augenblicke später sahen wir sie weit weg an einer fast senkrechten Felswand hinaufklettern. —

„Sieh, Matumasan“, flüsterte mir Indabasimbi ins Ohr, „da geht das Paviansweib. Aber ich sage dir, sie wird wiederkommen!“ —

Als das geschah an meinem Hochzeitmorgen. Eine Zeitlang hatte mich die Geschichte ungemein erregt und es hingte mir vor der Zukunft, doch Stellas sanftes, stilles Wesen ließ mich bald wieder alles vergessen.

(Fortsetzung folgt.)

versicherten, daß sie bei meinem ersten Rufe zur Stelle wären. Ich näherte mich jetzt dem Unglücklichen, dessen Körper angebunden war. Er begann seine Beichte, und dabei ergriff er auf einmal unversehens meine Hände, die er mit solcher Kraft umfaßte, daß es mir unmöglich wurde, mich los zu machen. Ich litt stillschweigend, hörte seine Beichte weiter an, die er stoßweise fortsetzte, bis ich auf einmal die Nägel des Unglücklichen sich in meine Hände bohren fühlte, so daß reichlich Blut aus den Wunden floß, die er mir versetzte. Meine Hände waren wie in einen Schraubstock eingezwängt. Ich fuhr jedoch fort, seine Beichte anzuhören. Als er damit zu Ende war, sagte ich zu ihm: „Mein Freund, um Ihnen die Losprechung geben zu können, müssen Sie mir meine Hände loslassen.“ Der



Ein improvisiertes Tänzchen.

Glückliches Ende eines Tobfüchtigen. Als ich in der Mission in Zentralafrika war, lag es mir besonders ob, die Hospitäler zu besuchen. Da kam ich eines Tages in ein Zimmer, worin ein Kranker war, der an dem entsetzlichen Uebel der Tobsucht litt. In dem Augenblicke meines Eintretens hatte er einen Anfall, und die Krankenwärter hielten ihn fest, um ihn mit großer Mühe unschädlich zu machen. Sobald der Unglückliche mich bemerkte, schrie er: „O, ein Priester, ich will beichten!“ Die Umstehenden warfen mir fragende Blicke zu. Mein Pflicht war mir vorgezeichnet, ich hatte sie zu erfüllen und den Unglücklichen Beicht zu hören. „Lassen Sie uns allein“, sagte ich zu den Anwesenden. „Nicht möglich!“ war die Antwort. „Sie setzen sich der größten Gefahr aus!“ — „Mag sein!“ versetzte ich entschieden, „ich kann nicht anders handeln, der Mann will beichten, er kann im nächsten Anfall sterben. Der Unglückliche hat vielleicht nur diese wenigen Augenblicke noch, um sich mit Gott auszuöhnen. Bitte, lassen Sie uns allein!“ Alle verließen das Zimmer, blieben aber ganz in der Nähe und

Kranke sah mich zögernd an, dann aber ließ er meine Hände los. Ich danke Gott dafür, denn das Schmerzgefühl war ein lebhaftes. Dann sprach ich dem Kranken zu und erteilte ihm die Losprechung. Es war die höchste Zeit! Kaum hatte ich geredet, so brach ein neuer heftiger Anfall aus, ein Anfall, in welchem er wieder nach meinen Händen schnappte, die ich aber wohlweislich zurückhielt. Nach längerem Toben gab der Kranke seinen Geist auf; zuletzt lag ein friedlicher Schein auf seinem verzerrten Gesichte. Der Sterbende war offenbar glücklich, vor seinem Ende noch gebeichtet zu haben.

### Ein improvisiertes Tänzchen.

(Siehe Bild.)

Eine Station von Missionsstation Revelaer entfernt kommen des einsamen Weges daher drei christliche Mädchen. Da begegnen ihnen von ungefähr fünf Heidenmädchen, unter denen sich Verwandte befinden. Ein munteres Gespräch hebt an. Von einem Kraale



vom Berge herab gesellt sich ein wandernder kaffrischer Musikante mit Harmonika hinzu. Bald flattern die Töne in leichten Kapriolen durch die Luft. Das prickelt einem Weidenmädels in den Gliedern, so daß es wie automatisch zu tanzen beginnt; die andern Mätschen dazu im Takt. Nun pürscht sich auch der unvermeidliche Photograph heran und bannet mit einem Knips das lebhafteste Bild auf die Platte. Flugs wie sich die bunte Gruppe zusammengefunden, zerstreut sich jeder Teil wieder nach seiner Richtung und einsam liegt die Straße wieder da.

### Pünktlichkeit.

Kein besserer Lehrmeister als die Pünktlichkeit! Je mehr man über diese Worte nachdenkt, desto mehr muß man ihre Richtigkeit anerkennen. Wieviele unnötige Worte, viel Aerger erspart sich der Mensch, der dafür sorgt, daß seine Befehle pünktlich ausgeführt werden! Und wie angenehm wirkt solche Pünktlichkeit auf unsere Umgebung! Da, wo alles mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerks verrichtet wird, fügt sich das eine Glied am leichtesten in die andern. Der Erzieher, der es sich zur Hauptregel gemacht hat, die Kinder an Pünktlichkeit zu gewöhnen, wird bald erfahren, wie viel er dabei gewonnen hat. Schon das kleine Kind, das bei der Nahrungsaufnahme Pünktlichkeit lernen muß, gedeiht körperlich und geistig besser. Viele Untugenden und schlechte Gewohnheiten, die nur altem Schlendrian ihren Ursprung verdanken, werden sich bei ihm gar nicht zeigen; es entwickelt sich normaler, ruhiger und selbständiger. Selbst für das lebhafteste Temperament zeigt sich Pünktlichkeit als der beste Lehrmeister. Je früher das Kind gewöhnt wird, auf Befehle acht zu geben, je bestimmter man die Erfüllung seiner Pflichten verlangt, um so mehr erleichtert man es ihm, sich den allgemeinen Vorschriften unterzuordnen, was leider vielen so schwer wird.

### Wann ist eine Zeitung druckfehlerfrei?

Eine Zeitung ist dann druckfehlerfrei, wenn 1. der Verfasser oder Einsender das Richtige geschrieben, 2. das Richtige auch deutlich geschrieben, 3. der Setzer in alle Fächer des Seglastens lauter richtige Buchstaben geworfen hatte, 4. die richtigen Buchstaben greift, 5. sie richtig einsetzt, 6. der Korrektor die Korrektur richtig liest, 7. der Setzer die erste Korrektur richtig verbessert, 8. die Revision richtig gelesen wird, 9. wenn bis in der Revision etwa noch vorgefundenen Fehler richtig verbessert werden, 10. wenn dem Betreffenden die nötige Zeit hierzu gelassen wird, wenn noch ein Duzend anderer Umstände sich ebenso glücklich abmachen. Und da nun z. B. ein großer Oktavbogen 50.000 bis 55.000 Buchstaben zählt, so müssen jene günstigen Umstände sich bei der Größe der Zeitung 50.000 bis 55.000 mal wiederholen, wenn das Publikum einen einzigen fehlerfreien Bogen in die Hände bekommen soll. Man wird zugeben, daß dies bei der Hast der Arbeit nicht ganz leicht ist. Es würde gewiß weniger kritisiert und getadelt werden, wenn alle Zeitungsleser einen Begriff von der Arbeit hätten, die zur Fertigstellung eines Blattes erforderlich ist.

Wie schnell läuft ein Hase? Diese Frage vermag, so seltsam es auch klingt, am besten der Automobilist zu beantworten. Wer als Arzt oder zu son-

stigen Zwecken öfters ländliche Gegenden befährt, hat manchmal Gelegenheit, das Verhalten der Tiere des Waldes und des Feldes zum Automobil zu beobachten, und kann mitunter ganz interessante Erscheinungen feststellen. Die Geschwindigkeit des Hasen ist sprichwörtlich und doch, wer weiß, wie schnell das Tier läuft? Durchfährt man im Automobil wildreiche Gegenden bei Nacht, so kommen nicht selten Hasen in den Bereich der Scheinwerfer und ergreifen natürlich schleunigst die Flucht. Da ist es dann ergötzlich für den Automobilisten, der keine bösen Absichten auf das Leben dieser Tiere hat, den Renneifer eines Hasen zu beobachten. Er läuft und läuft schnurstracks geradeaus, unmittelbar vor der Maschine her und merkt nicht, daß ein Sprung seitwärts in den Straßengraben ihn prompt vor der Verfolgung retten könnte. Was ist nun das Verhältnis, das den Hasen den rettenden Ausweg verbirgt? Die Scheinwerfer, die ihren bligen Lichtstrahl in schmalen Streifen geradeaus werfen. Das geblendete Tier sieht nur einen Ausweg: die vom Scheinwerfer grell beleuchtete Straße, rechts und links ist schwarze Finsternis, ihm ein gähnender Abgrund, und erst wenn die Straße eine Wendung macht, und der Schein auf das Feld und in den Graben fällt, findet es Rettung aus der Gefangenschaft der Lichtstrahlen, um dann plötzlich, wohl zu seinem nicht geringen Erstaunen, im tiefsten Dunkel zu jagen. Bei diesem Wettlauf kann man die Geschwindigkeit eines Hasen leicht feststellen. Sobald ihn die Lichtstrahlen eingefangen haben, mäßigt man die Geschwindigkeit des Automobils, bis der Abstand zwischen Automobil und Tier gleichbleibt. Ein Blick auf den Zughans-Geschwindigkeitsmesser, der sich mit seiner durch ein Radiumpräparat erhellten Skala vorzüglich eignet, zeigt uns die momentane Geschwindigkeit, und wir wissen dann, daß ein Hase auf ebener Straße 22–25 Kilometer Stundengeschwindigkeit erreicht, bergab aber bringt er es kaum auf 20 Kilometer pro Stunde. Auf dieselbe Art habe ich festgestellt, daß Sperlinge und ähnliche kleine Vögel mit Leichtigkeit 60 Kilometer in der Stunde erreichen, Bussarde aber selbst ein mit 80 Kilometer Stundengeschwindigkeit fahrendes Automobil sehr rasch überholen. Ich hatte schon das Vergnügen, all den genannten Tieren an einem Tage zu begegnen und konnte so in das Tourenbuch den Registrierstreifen meines Apparates eintreiben mit den neuen Bezeichnungen an den betreffenden Stellen: „Hasegeschwindigkeit“ (gejählich), „Spazengeschwindigkeit“ (unerlaubt) usw.

Merkwürdiger Instinkt des Schneumons. In Ostindien ist der Schneumon für die Eingeborenen wegen seiner geschworenen Feindschaft gegen die Schlangen von außerordentlichem Nutzen. Die Proben von Scharfsinn, die Percival an diesem kleinen Tiere wahrgenommen hat, sind wirklich erstaunlich und liefern einen herrlichen Beweis von der Weisheit, womit die Vorsehung jedem Tiere solche Kräfte und Triebe mitgeteilt hat, welche zu seiner besonderen Lage auf der Erde passen. Wenn der Schneumon eine Schlange erblickt, so schießt er augenblicklich auf sie los, und saßt sie bei der Kehle, wosfern er sich nur auf einem freien Plage befindet, wo er Gelegenheit hat, die sogenannte indische Schlangenzur aufzusuchen, von der ihm der Instinkt lehrt, daß sie ein Gegenmittel gegen das Gift des Bisses ist, wenn er etwa einen solchen erhalten hat. Percival wohnte einem Versuche bei, den man



in dieser Hinsicht zu Colombo auf Ceylon anstellte, um sich von der Wahrheit dieser Tatsache vollkommen zu überzeugen. Anfänglich zeigte man dem Schmeumon, welchen man dazu gewählt hatte, die Schlange in einem verschlossenen Zimmer. Als man ihn auf den Boden setzte, verriet er nicht die geringste Lust, seinen Feind anzugreifen, sondern lief im ganzen Zimmer herum und suchte allenthalben nach, ob er ein Loch oder eine Oeffnung entdeckte, durch welche er hinaus könnte. Allein da er nichts dergleichen fand, so kam er eilig zu seinem Herrn zurück und kroch an ihm empor; durch nichts konnte man ihn dahin bringen, seinen Zufluchtsort zu verlassen, um der Schlange die Spitze zu bieten. Man brachte ihn daher ins Freie und setzte ihn in der Nähe seines Gegners auf einen freien Platz. Kaum war er hier, so stürzte er auch sogleich auf die Schlange los und tötete sie augenblicklich; dann verschwand er plötzlich auf einige Minuten, kam aber zurück, nachdem er die indische Schlangengurur gefunden und davon gegessen hatte.

### Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Reidhof, Witich, Gaukhofen, Altmannstein, Bätthard, Frankfurt a. M., Büchenau, Witterteich, Friesenheim, Berghaupten, Nießbach, Sachsenhausen, Schonach, Durbach, Kadeltschhofen, Willangheim, Bilsed, Untervittighausen, Bodenmais, Uebersee, Diepoltkirchen, Duisdorf, Crefeld, Bodum, Essen, Rheine, Hattersdorf, Meischebe, Hönningen.

### Danksagungen

sind eingegangen aus: Friesenheim, Würzburg, Schrodenhausen, Köln, aus Provinz Hannover.

### Gebets-Empfehlungen.

Eine Frau in unglücklicher Ehe. Um Erlangung des Berufes. Um glückliche Heirat. Augenleidende. Um Sinnesänderung. Um glückl. Sterbestunde. Um guten Verkauf. Anliegen aus Amerika. Mehrere Kranke. Verhütung einer Operation. Glückl. Prozeßausgang. Jähzorniger Mann. Verschiedene Anliegen. Um würdigen Empfang der Sakramente. Um Befehrung einiger Personen. Geistesranke. Glückl. Standeswahl. Fortschritt im Lernen. Unglückliche Frau. Seelenleiden. Vom Glauben Abgefallene. Leichtsinrige Söhne und Töchter. Familienanliegen. Um Glück und Segen im Ehestande. Ein in gemischter Ehe lebender Mann. Um Errichtung einer Nählschule. Bestehung einer Prüfung. Die Erstkommunikanten einer Gemeinde. Um Befehrung eines Bruders. Gemütsranke. Große Seelenleiden.

Diese und alle anderen Anliegen unserer Wohlthäter empfehlen wir dem Gebete der Trappistengemeinde, der Missionschwestern, der schwarzen Kinder, der Neubefehrten und aller Leser des Bergischmeinnicht.

### Memento!

Von unseren Wohlthätern und Mitgliedern unseres Wohlthäter-Vereins sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Maria Hahn, Pfersee, Johann Bindl, Sandorf, Maria Travers, Lehrerin a. D., Hulda Wme. Schulz, Pfaffenhofen (Elsas), Januar Schwarz, Hülzingen, Jakob Römer, Hochemingen, Barbara Sinner, Schönsfeld, Franziska Möhle, Schwanden, Leonhard Rättig und Viktoria Rist, Ottersweier, Leopoldina Kraus, Gebrazhofen, Lorenz König, Freudenberg, P. Provinzial Pius Trzejsak, Breslau, Joseph Denzer, Oedheim, Justizrat Dr. J. S. Brandenberg, Neuß, Peter Ad. Sieven, M.-Glöblich, Heinrich Vary, Steele, Maria Kunigunda Becker, Straßburg, Peter Grafer, Aopsthal, Josefina Kloubert, Nachen, Peter Hüßler, Helenabrunn, Wilhelmina Gakmann, Warendorf, Maria A. Leja, Adenau, Witwe Römer, Mittelbrochlage, Domherr Fr. A. Holtgreven, Paderborn, Frau Aulike, Vorhelm, Lehrer H. Ried, Mülheim, Frau Franz, Bouffard, Götterborn, Frau, Bernard, Limburg.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei Würzburg G. m. b. H.

Nikolaus Wagener, Tretter, Wilhelmine Schrö, Nottuln, Maria Esser, Frelenberg, Christian Jansen, Saesslen, Anna M. Louise Schmitz, Köln, Dietrich Nade, Barbel, Karl Geile, M.-Glöblich, Theob. Engella, Pfr., und Dehnen Kapellen, Dinklar, Joh. Labant und Katharina Hannen, Düsseldorf, Johanna Engelhardt, Stadtprozelten, Martin Blum, Ballweiler, Joseph Wächter, Bittschhofen, Paulus Stehling, Spahl und Josefina Fächer, Geismar, Sidor Böttger und Mathilde Kling, Haisstein, Jakob Stark, Ferdinand Bohn, Josef Wiegand, Landwirt Hofmann, Josef Krieg und Frau, Aloisia Weber, Mathilde Hahn, Joh. Val. Schüller, Joh. Adam Wiegand, sämtl. in Rasdorf, Ernst Kamandl, Math. Fied, Reinhold Kamandl, Fabian Jarung, Hugo Kamandl, August Riß, Theres Wöller, Dorothea Fied, Theres und Franziska Klee, Josef Marichall, Ludwig Fied und Frau, Gustav Wöller, Apollonia Thiergart, Heinrich Riel, Burtard Fied, sämtl. in Geisa, Elias und Henriette Trost, Wenigentaft, Karl Wöller, Moxlar, Anna Jamerger und Anna Henglein, Esenberg, Adam Josef Münch, Klara Münch und Robert Münch, Heibingsfeld, Eva Erbar, Würzburg, Elisabetha Kempf, Holzschhausen, Christina Klien, Heiligenstadt, Maria Kath. Straub, Alsterweiler, Joh. Bapt. Ebberger, Tuntenhäuser, Theresia Fleischmann, Schwanenkirchen, Helena Weber, Wulsenbach, Maria Anna Popp, Würzburg, V. Scherbaum, Altenhammer, Anton Feistenmantel, Siegertsbrunn, Johann Groth, Johann Trepler, Peter Schuler, Katharina Wagner, Mr. und Mrs. Barbara Keenann, sämtl. in Dubuque, Iowa, Elisabeth Jennisse, Cassville, Wis. Katharina Kaiser, Barton, Wis. Heinrich und Johann Repertholen, Fort Madison, Iowa, Peter Guntzmann, Andale, Kanj., Elisabeth Böhmer, St. Helena, Nebr., Babina und Wendelin Mihm, West-Union, Iowa.

O, Herr, gib ihnen die ewige Ruhe, + und das ewige Licht leuchte ihnen. + Herr lasse sie ruhen in Frieden!

Wir bitten unsere geehrten Leser, wenn sie uns schreiben oder etwas senden, stets die genaue Adresse (Herr, Frau, Fräulein) Wohnort und nächste Post anzugeben und bei Ortswechsel unbedingt auch die frühere Adresse.

Wir sind unsern geehrten Freunden und Gönnern stets dankbar für glütige Zusendung von genauen Adressen wohlthätiger Personen, an die wir das Bergischmeinnicht versenden können. Der Name des Einsenders wird nicht genannt.

In dankbarer Erinnerung an die leztjährigen Weihnachtsgaben ersuchen wir die edlen Wohlthäter, auch dieses Jahr der armen Kinder in Marienhüll gütigst gedenken zu wollen.

### Krebs

flechten (Lupus, Eczema) und ähnliche bössartige Hautkrankheiten und Wucherungen, die bisher als ganz oder doch beinahe als unheilbar galten, sowie Dysenterie (Ruhr) usw. heilt falls die Krankheit nicht schon allzuweit vorangeschritten ist, mit auffallender Sicherheit.

### Mr. Spearman

45 Gale Street, Durban, Natal, South-Afrika.

Seine ausschließlich aus Pflanzen-Präparaten bestehender Heilmittel bewirken in erster Linie eine gründliche Blutreinigung. Die Anwendung ist doppelt, sowohl innerlich, wie äußerlich.

Preis einer Glasche Tinktur pro Unze 5 Schilling (Mark)

Salbe " 2/6 " "

Porto wird eigens berechnet.

Die Abgabe der Medizin erfolgt nur gegen Voreinsendung des Betrages.

Eine Menge, zum Teil eiblich erhärteter Atteste bezeugt die Vortrefflichkeit dieser Medicamente. Sogar solche Personen, die jahrelang an Krebs oder Flechten gelitten und die sich bei berühmten Aerzten umsonst den schwierigsten Operationen unterzogen hatten, fanden bei längerem und regelmäßigem Gebrauche derselben wieder vollständige Heilung. Nähere Angaben über Art und Sitz der Krankheit, bezw. Zeichnungen oder Photographie der erkrankten Teile sind erwünscht. Prospekt stehen gratis zur Verfügung.